

ALLES IM GRIFF? – 20 JAHRE NACH TSCHERNOBYL



Vier Menschen erinnern sich an den 26. April 1986 – unter anderem der renommierte ukrainische Schriftsteller Andrej Kurkov. Und Axpo-Manager Manfred Thumann sagt, warum er weiterhin auf Kernenergie setzt..... 1–3

WAS GESCHAH AM 3. TAG?

Ostern – das Fest der Auferstehung Jesu. Auferstehung? Was stellt man sich darunter vor? Ist Ostern ein historisches Ereignis oder bloss eine Metapher für die Hoffnung? Eine kleine Umfrage unter PfarrerInnen 5

LOKAL UND GLOBAL: KIRCHE HIER UND ANDERSWO

Informationen aus Ihrer Kirchgemeinde und der grossen weiten Welt – zum Beispiel über das Ansinnen des Kantons Bern, den Kirchgemeinden die Pfarrhäuser zu verkaufen. Vorläufiges Fazit: Die Skepsis ist gross Mittelteil



Im Bild: Kirche Meikirch

EinSpruch!

Tatort
Hühnerhof

Beruhigt es Sie zu wissen, dass die Tamifluvorräte in vielen Ländern Europas aufgestockt werden? Dass die Geflügelbestände in den von der Vogelgrippe betroffenen Regionen im grossen Stil «gekeult» (mit CO₂ vergast) werden? Dass man mehrere tausend Stück Geflügel pro Stunde «eliminieren» kann? Dass auch in der Schweiz für den Ernstfall «mobile Tötungsstationen» bereitstehen?

Ich frage mich: Handelt es sich hier eigentlich um Lebewesen oder um infizierte Stücke irgendeiner Massenware? Ist die Massenvernichtung von Vögeln ethisch zu rechtfertigen? Darf der Mensch alles, wenn es um ihn und den Schutz einer Wirtschaftsbranche geht? Darf er sogar «vorsorglich» töten?

Ich kriege seit Wochen Gänsehaut, wenn ich die Meldungen über die Vogelgrippe verfolge. Wie krankhaft ist unsere Beziehung zu den Mitgeschöpfen, dass solches Tun (und ein solcher Sprachgebrauch!) diskussionslos hingenommen werden?

Einerseits ängstigt man mich systematisch mit apokalyptischen Szenarien einer Pandemie – andererseits beruhigt man mich mit generalstabsmässig inszenierten Kriseninterventionen. Und signalisiert dadurch: alles unter Kontrolle, alles machbar!

Aber niemand spricht darüber, dass die rapide Ausbreitung dieses Virus nur möglich ist, weil zu viele Tiere auf zu kleinem Raum gehalten werden. Und dass unser übertriebener Fleischhunger nur durch solche Massentierhaltung gestillt werden kann, wollen wir uns schon gar nicht anhören.

Europa reagiert mit kostspieligen Massnahmenplänen. Dass aber zum Beispiel im afrikanischen Niger mehrere Millionen Dollar nötig wären, um bei den Menschen eine allfällige Ausbreitung der Grippe zu verhindern, kümmert uns wenig. Ist ja schliesslich weit weg. Blöd nur, dass sich die Zugvögel nicht an die Importverbote halten. Dass man da nichts machen kann...!

Sandra Begeré

Die Autorin ist Pfarrerin in Thun-Strättligen



Wie bildet man ein Dossier, das sich – ausgehend von der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl – mit der Zukunft der Kernenergie befasst? – Man...

Die Frage nach Tschernobyl: Was ist machbar?

Tanz auf dem Vulkan

Kein Bergsturz, kein Erdbeben, keine grosse Flut: Die Katastrophe von Tschernobyl war durch und durch menschgemacht – und die Frage ist seit dem 26.4. 1986 geblieben: Dürfen wir alles, was wir können?

Es war einmal, da herrschte Gott über Himmel und Erde und alles, was war und ist. Er sass dort oben irgendwo. Sah uns zu. Tag und Nacht. Hatte gute Augen und grosse Pläne. Verlangte viel, wurde meist enttäuscht. Liess unsere Bitten vortreten, sortierte sie. Erhörte ein paar. Schickte Wasser, Feuer, Heuschrecken, Ausschlag, zu vernichten die einen und zu schützen die anderen. «Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen», murmelten wir hienieden. Ehrfürchtig, demütig, verständnislos.

Das war einmal. Noch immer werden die Geschichten erzählt – von unserer Herkunft, unserem Geschick, vom Sinn des Ganzen –, aber die Erzählungen verblassen, ihre Deutungen halten nicht stand, nicht unserem Wissen, nicht unseren Zweifeln.

Wir sind stolz. Mit gutem Grund! Auf allen vieren haben wir begonnen, bis ins Weltall sind wir gelangt. Durch alles sind wir gefahren, geflogen, getaucht. Wir haben zerteilt, aufgebrochen, neu zusammengefügt. Hineingeschaut, verkleinert, vergrössert, neu gemischt. Wir schaffen Dinge, immerzu, unsere Neugier ist gross. Sie macht nirgends halt. «Wir sind so», sagen wir. Wir können nicht anders. Erfinden etwas, machen Undenkbare möglich, schaffen Probleme aus der Welt. Und erfinden damit neue hinzu. Wir kommen an kein Ende. Bereiten es bloss vor.

Tschernobyl ist nur ein Teil davon. Fast vergessen. Nur von den Opfern nicht und denen, die es nach wie vor krank macht. Zwanzig Jahre ist's her, und wir haben nicht viel gelernt. Nicht über uns, nicht über das, was wir tun. «Macht euch die Erde untertan», steht in unserem heiligen Buch. Die meisten von uns haben es weggelegt, aber die Botschaft haben wir begriffen: beherrschen, unterwerfen, ausbeuten. Und dann wegsehen, weghören, vergessen.

Der Nutzen und sein Preis

Dass die Erde ein Garten sei, zu bebauen und zu bepflanzen, auch das steht in die-

sem Buch. Nach Freiheit hat uns verlangt, nicht nach Fürsorglichkeit. Wir schauen nach dem Nutzen und vergessen seinen Preis. Ab und zu schreckt uns etwas auf. Jetzt etwa: Die Vögel, unsere freieren Gefährten, werden unverhofft zu Todesboten. Sicherheit, durch Terror und Virus bedroht, bekommt einen neuen Klang.

Wir sind weit gekommen, aber wir haben unterwegs einiges verloren. Wir sollten nicht wählen müssen, was schwerer wiegt, Gewinn oder Verlust. Dass wir Schönes schufen und Schmerz, verrückte, wunderbare Dinge und grauenhafte Übel, beides ist wahr. Und verlangt uns Denken ab: darüber, was ein gutes Leben ist, was es dazu braucht und wie wir es organisieren.

Schauen wir in die Welt, schauen wir in unser Gesicht. Es ist schön und verunstaltet zugleich. In vielem unser Werk. Grund für Stolz und Scham. Wüssten wir bloss, was wir in all unserem Können tatsächlich wollen – nicht nur für uns, sondern tauglich für alle –, wir hätten es weit gebracht. Und die Früchte in unserem Garten wären schön, und sie würden für alle von den Bäumen hängen. *Silvia Strabm*

Die Autorin ist Theologin und Publizistin; sie lebt in Luzern

Tschernobyl und seine Opfer

Die grösste industrielle Katastrophe der Geschichte, die Reaktorexlosion in Tschernobyl vom 26. April 1986, führte gemäss Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu 4000 Todesfällen in der Ukraine und in Weissrussland. Von weit grösseren Opferzahlen gehen die ÄrztInnen für soziale Verantwortung aus: Allein 100 000 der 800 000 Aufräumarbeiter – damals junge, gesunde Männer – seien bereits verstorben. Diese so genannten Liquidatoren hatten die stark verstrahlte AKW-Ruine grösstenteils ungeschützt dekontaminieren müssen. Auch in der Schweiz wird nach Langzeitfolgen der Reaktorexlosion geforscht, insbesondere nach Schilddrüsenkrebs. Allerdings: Die zusätzliche Langzeitbelastung durch Tschernobyl ist in der Schweiz rund 240-mal kleiner als die natürliche radioaktive Belastung. Auf Grund dieser Messresultate schätzt das Bundesamt für Gesundheit (BAG), dass die Zunahme der Krebserkrankungen als Folge von Tschernobyl weniger als ein halbes Promille beträgt. *sel*

Tschernobyl-Gedenkveranstaltungen:

- 31. März, 20.15, Heiliggeistkirche Bern: **Gedenkkonzert** mit Basler Vokalensemble
- 25. April, 10–18 Uhr, Heiliggeistkirche Bern: **Mahnwache**
- 26. April, 12.30, Heiliggeistkirche Bern: **Mittagsgebet** (mit Pfrn. Ursula Dini)
- 26. April, 14.00, Waisenhausplatz Bern: **Solidaritätskundgebung** mit Schulkindern



...besucht das Kernkraftwerk Mühleberg für eine Betriebsbesichtigung. 2005 produzierte das Werk vor den Toren Berns 42 % der Elektrizität im ganzen BKW-Versorgungsgebiet (oder 425-mal...

Erinnern und vergessen

Am 26. April 1986...

...explodierte im Kernkraftwerk von Tschernobyl der Reaktor. Die Bise trieb die ausgetretene Radioaktivität über weite Teile Europas – und hatte auch auf viele Menschen 1500 Kilometer westlich des Unglücksorts nachhaltige Auswirkungen. Wie war das an diesem Samstag im April? Was ist vom damaligen Schrecken geblieben? Und: Wie denken Menschen heute, zwanzig Jahre später, über die Kernenergie?

Am 26. April 1986 war ich im Gefängnis von Odessa, wo ich meinen Militärdienst als Gefängniswärter leistete. Zwei Tage zuvor war ich 25 Jahre alt geworden. Gegen Abend wurde ich ins Büro des Kompaniechefs gerufen. Er sagte mir, dass in der Nähe von Kiew in einem Atomkraftwerk ein ernst zu nehmender Unfall passiert sei. Und er erlaubte mir, von seinem Büro aus meine Eltern in Kiew anzurufen. Als ich meine Mutter endlich am Telefonapparat hatte, blieb sie die Ruhe selbst. Am nächsten Tag offenbarte sich nach und nach das ganze Ausmass des Unfalls. Die Einheit, bei der ich diente, unterstand dem Ministerium für Innere Angelegenheiten. Das bedeutete, dass man dort die Informationen über die Katastrophe aus erster Hand bekam. Ich erkundigte mich täglich per Telefon über die Lage in Kiew. Die erste Nachricht war tragisch: Am Abend des 26. April war General S. gestorben, der mir geholfen hatte, den Truppen des KGB zu entkommen. Er hatte in seinem Dienstwagen seine Familie aus Kiew herausbringen wollen. In seiner Panik hatte er sich in der Richtung geirrt und war in einen Beleuchtungsmasten gerast. Er selbst war sofort tot, seine Frau und das Kind kamen ins Krankenhaus.

Am 1. Mai wurden im Fernsehen die üblichen «Paraden der Werktätigen» auf dem Kreschtschatnik-Platz gezeigt. Auf der festlich geschmückten Tribüne standen die Parteileitung der Ukraine und die Staatschefs der Republik. Alles war wie immer, man hätte meinen können, es sei gar nichts vorgefallen. Zuvor hatte es praktisch keinerlei offizielle Information über das Unglück gegeben. Es war, als ob die Regierung die Ernsthaftigkeit der Katastrophe absichtlich herunterspielte, um die Feiertagsstimmung nicht zu stören.

Aber dann kam der Nach-Tschernobyl-Alltag. Am Telefon erzählten mir meine Mutter und meine Freunde, dass man inzwischen alle Frauen und Kinder aus Kiew evakuiert und allen Leuten empfohlen hatte, die Fenster und Lüftungs-

klappen zu schliessen und sich so wenig wie möglich im Freien aufzuhalten. In der Klinik gab man den Patienten Rotwein zu trinken. Er helfe angeblich dem Organismus beim Abbau der Strahlung. Das Wort «Strahlung» gehörte ab sofort zum Alltagsvokabular.

Nur die erwachsenen Männer blieben in der Stadt Kiew. Mein Freund, ein Journalist, der seine Frau und seine zwei Töchter zu Verwandten nach Odessa brachte, erzählte, dass in Kiew alle betrunken herumliefen, alle – auch die Milizionäre.

Meine Mutter berichtete, dass ihre Klinik inzwischen nur noch Soldaten und Offiziere aus Tschernobyl aufnahm. Man brachte sie täglich autobusweise ins Krankenhaus. Erst dort erhielten sie eine Anti-strahlungsbehandlung. Nach ein paar Tagen trug man alle Teppiche aus dem Krankenhaus heraus – das Krankenhaus selbst war zur Strahlenquelle geworden. In dieser Zeit lagen dort auf den Stationen jene Feuerwehrmänner, die als erste nach der Explosion den Reaktorbrand zu löschen versucht hatten. Die Ärzte, die sie behandelten, bekamen von ihren Patienten noch so viel Strahlung ab, dass bis auf den heutigen Tag die Hälfte von ihnen an Krebserkrankungen gestorben ist.

Meine Laufbahn bei der Armee beendete ich als Militärbriefträger in Kiew. Manchmal schaffte ich es, für ein paar Stunden in die Stadt zu gehen. Ich erinnere mich, wie ich einmal zum Hydropark fuhr, eine Erholungsinsel auf dem Dnjepr. Ich sah die leeren Strände, die leeren Cafés – und einsame, betrunkene Männer. Im Sommer 1986 badete niemand im Dnjepr, und niemand angelte. *Andrej Kurkov*



Andrej Kurkov, 45 war 1986 in Odessa im Militärdienst. Heute lebt der international renommierte ukrainische Schriftsteller (u.a. «Picknick auf dem Eis») in Kiew und London

Am 26. April 1986, als in Tschernobyl der Super-GAU passierte, war ich genau genommen noch gar nicht auf der Welt. Das Unglück geschah um 1.23 Uhr – meine Geburtsstunde ist 2.41 Uhr. Ein seltsames Gefühl – und für mein Leben auch prägend. So lange ich denken kann, war an meinem Geburtstag dieses Tschernobyl immer ein Medienthema. Man sah Bilder und Reportagen, erfuhr von Geschädigten. Ich habe einiges darüber gelesen, kürzlich auch eine ausführliche Internetreportage, in der eine Frau aus der Gegend um Tschernobyl von einem Gang über das Gelände berichtete. Ich habe mich sicher etwas mehr als andere Gleichaltrige für den Vorfall interessiert, aber ich bin deshalb kein genereller Atomkraftgegner geworden. Ich sehe auch, dass die meisten Alternativen teurer und weniger effizient sind und gerade für ärmere Länder deshalb nicht in Frage kommen. Das ist ein Problem.

Ich weiss natürlich auch, dass das Abfallproblem nach wie vor ungelöst ist. Das macht auch mir Angst, aber ich sehe halt auch, dass Atomkraft – im Moment jedenfalls – sauberer und irgendwie unbedenklicher ist als fossile Brennstoffe wie Kohle, Erdöl und Erdgas. Ich denke auch, dass man heute modernere und sicherere Anlagen baut als jene von Tschernobyl. Zur Energie habe ich überhaupt ein eher unverkrampftes Verhältnis – wie die meisten in meinem Alter, denke ich. Strom ist grundsätzlich einmal da, und ich mache mir nicht allzu viele Gedanken, woher er kommt und wie viel ich brauche. Ich schränke mich auch nicht speziell ein. *Dennis Briechle*



Dennis Briechle, 20 kam 78 Minuten nach der Tschernobyl-Katastrophe zur Welt. Derzeit steckt der Nidauer in der Rekrutenschule, anschliessend beginnt er ein Studium

Am 26. April 1986 wusste ich, wie alle anderen auch, vom Super-GAU in Tschernobyl noch gar nichts. Als ich drei Tage später im Radio erstmals vom Reaktorunfall hörte, war ich auf dem Heimweg von der Arbeit. In den Gärten blühten die Magnolien, und mein erster Gedanke war: «Mein Gott, hoffentlich ist dieses Tschernobyl ganz weit weg!» Ich hatte zu Hause zwei kleine Kinder und spürte instinktiv: Was da passiert ist, bedroht ihr Leben, ich muss sie schützen.

Das versuchte man mir offiziell zwar auszureden, aber die Empfehlungen tönnten ganz anders: keine Milch trinken, keinen Salat essen, nicht unnötig ins Freie gehen! Dabei lockten draussen der Frühling, der Sandkasten, der Rasenspielfeld – und ich sollte meinen Buben erklären, warum plötzlich Legospielen im Kinderzimmer angesagt sei? Wörter wie «Halbwertszeit», «Cäsium» und «Becquerel» zwängten sich in unseren Alltag. Später kamen die Bilder! Wir versteckten sie vor den Kindern. Sie entdeckten sie trotzdem, stellten Fragen, und irgendeinmal konnte man nicht mehr ausweichen. «Müssen wir jetzt sterben?», fragte mich mein Fünfjähriger. «Aber nein!», gab ich zur Antwort und hoffte, es möge sorglos klingen. Ich wusste ja auch nicht viel mehr als er.

Vor drei Jahren habe ich in der Ukraine eine Familie kennen gelernt, die ihr Kind an den Spätfolgen von Tschernobyl verlor. Tschernobyl wird für mich immer Synonym bleiben für das Ende der «Die-werden-das-schon-im-Griff-haben»-Zeit. Jedes Mal, wenn die Magnolien blühen, wird es mir schmerzlich bewusst. *Rita Jost*



Rita Jost, 55 war 1986 Radiojournalistin und Familienfrau. Heute arbeitet die Stadtbernerin als Redaktorin beim «saemann»

Am 26. April 1986 war ich zu Hause in Felsberg GR. Es war ein Samstag, und ich wusste nichts von Tschernobyl. Anfang Woche überraschten mich dann in Bern erste Informationen aus Schweden, wo erhöhte Radioaktivität gemessen wurde. Nachrichten aus der Sowjetunion fehlten vorerst, erst nach und nach wurde das Ausmass der Katastrophe bekannt. Am 3. Mai orientierte ich die Öffentlichkeit in einem Radiointerview über das, was ich wusste.

Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl war in den folgenden Wochen Mittelpunkt meiner Tätigkeit. Unsere Fachleute informierten uns dabei auch über den technischen Zustand des dortigen Kernkraftwerks – unter anderem darüber, dass dieses kein Containment, also keine Schützhülle, hatte. Die Radioaktivität hatte ungehindert entweichen und Land und Menschen verstrahlen können. Die Kernkraftwerke in unserem Land sind ausgestattet mit einem Containment, das wirkungsvoll das Entweichen von Radioaktivität verhindern würde.

Tschernobyl hat einmal mehr gezeigt, dass Leben und Handeln der Menschen risikobehaftet sind. Wenn wir Risiken schaffen, müssen wir alles unternehmen, Schäden für Mensch und Umwelt zu verhindern. Alle möglichen Sicherheits- und Vorsorgemassnahmen müssen getroffen werden – auch wenn sie aufwändig sind. Diesen unabdingbaren Geboten und Pflichten ist in Tschernobyl nicht Genüge getan worden. Unzählige Menschen haben deshalb schwere gesundheitliche Schäden erlitten. Das hat mich tief betroffen gemacht. *Leon Schlumpf*



Leon Schlumpf, 81 war 1986 Bundesrat (SVP) und stand dem Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement vor. Heute lebt er im bündnerischen Felsberg



Bilder: Martin Guggisberg

...mehr als die Windturbinen auf dem Mont Crosin). 2012 läuft die Betriebsbewilligung des seit 1972 bestehenden KKW aus: Das Gesuch um eine unbefristete Verlängerung ist hängig.

Mit Kernenergie gegen den Stromengpass? – Ein Streitgespräch

Strom sparen oder ein Kernkraftwerk bauen

Kommt zwanzig Jahre nach Tschernobyl zur Renaissance der Kernkraft? Manfred Thumann, Mitglied der Geschäftsleitung des Stromkonzerns Axpo und Chef der KKW Leibstadt und Beznau, im Streitgespräch mit Kurt Zaugg-Ott, Leiter der Oeku (Kirche und Umwelt) – über Energieengpässe, Atommüllendlager und die Ethik der Kernkraft.

Manfred Thumann, Kurt Zaugg:
Wie haben Sie den 26. April 1986, den Tag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, erlebt?

Manfred Thumann: Ich war damals 32-jährig und noch kein Fachmann für Kernenergie – und deshalb wie alle Laien den unterschiedlichsten Meinungen der Experten ausgesetzt. War nun der Salat kontaminiert oder nicht? Durfte man die Milch noch trinken? Wie praktisch die gesamte Studentenschaft der Ruhr-Universität Bochum war ich zu jener Zeit kernkraftskeptisch: Man hatte den Verdacht, hinter der Atomkraftallianz zwischen Politik und Industrie steckten auch militärische Interessen.

Kurt Zaugg: Ich war damals 26-jährig und ein AKW-Gegner. Der Super-GAU von Tschernobyl ängstigte mich: «Die kriegten das nicht in den Griff», dachte ich, als während Tagen Radioaktivität Richtung Westen wehte – wir hatten ja in jenen Apriltagen im Bernbiet eine starke Bise. Tschernobyl hat gezeigt, welch riesiges Zerstörungspotenzial in Kernkraftwerken steckt, wenn es zur Explosion kommt – auch wenn ich weiss, dass der hiesige Reaktortyp ein anderer ist als der sowjetische.

Ist Tschernobyl der Grund, dass Sie heute den Ausstieg aus der Kernenergie propagieren?

Kurt Zaugg: Ich will nicht einen nächsten Unfall heraufbeschwören: Aber die Kerntechnik ist und bleibt eine Risikotechnik. Kommt dazu: Wir haben den Nutzen aus der Uranausbeutung, aber künftige Generationen nur das Problem mit dem Atommüll. Sie werden ihn noch in Zehntausenden von Jahren hüten müssen. Das ist unethisch.

Manfred Thumann: Unethisch ist vielmehr der Verzicht auf die Kernenergie. Warum? Heute haben bloss eine Milliarde

Menschen so Zugang zu Strom wie wir – und damit zu Computer, Kühlschrank und DVD-Anlage. Wenn die fünf andern Milliarden nicht davon ausgeschlossen sein wollen, müssen sie auf Kernenergie setzen: Es gibt keine Alternativen, mit der sich die Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika günstig mit Strom versorgen könnten. Tun sie es mit Gas, Kohle und Öl, wächst das CO₂-Problem und damit die globale Klimaerwärmung endgültig über ein kritisches Limit hinaus.

Sie propagieren also die Atomenergie als umweltfreundliche Energie. Das ist reichlich kühn, wird doch dabei radioaktiver Müll produziert, der noch während Jahrtausenden strahlt...

Manfred Thumann: Die Kernenergie hat nicht nur Vorteile, aber ich drücke mich auch nicht um ihre Nachteile. Stimmt, der Abfall ist da. Aber er wird dämönisiert. Im Zürcher Weinland beispielsweise haben wir eine zirka hundert Meter dicke Schicht Opalinuston, die seit 180 Millionen Jahren völlig stabil ist. Gefun-

dene Versteinerungen zeigen nach wie vor einen Opalinusglanz, was beweist, dass während diesen für uns unendlich langen Zeiträumen ein luft- und wasserdichter Einschluss gegeben war. In solchen Schichten lassen sich abgebrannte Brennelemente daher sicher einlagern: Diesen Nachweis können wir heute erbringen.

Kommt dazu: Der so genannte Atommüll von heute ist der Brennstoff von morgen, denn er enthält nach wie vor 96 Prozent Uran, das als Brennstoff für zukünftige Reaktoren wiederverwendet werden kann. Künftige Generationen werden ihn daher zurückholen und nutzen.

Kurt Zaugg: Fakt ist: Weltweit ist noch kein Endlager in Betrieb. Und es gibt Geologen, die grundsätzlich bezweifeln, dass ein Endlager in Opalinuston überhaupt möglich ist. Hochradioaktiver Abfall wird sich kaum so brav verhalten wie ein eingeschlossenes Fossil. Er strahlt ja weiter.

Fakt ist auch: Die KonsumentInnen brauchen immer mehr Strom, sie stimmen sozusagen an der Steckdose über die Energiepolitik ab.

Strom sparen ist nicht in, Herr Zaugg, der kirchliche Appell zu mehr Zurückhaltung verhallt ungehört.

Kurt Zaugg: Keineswegs. Auch das Bundesamt für Energie ortet ein gewaltiges Stromsparpotenzial. Stromsparen ist aber, zugegeben, ein schwierige Sache. Das beginnt schon im Haushalt, wo heute

die meisten TV-Geräte, Kaffeemaschinen und Computer permanent auf Stand-by gestellt sind. Es braucht eine dezidierte Politik, die auf Stromsparen und erneuerbare Energien setzt – dazu fehlt aber der politische Wille. Wäre der Atomausstieg in der Schweiz erklärte Politik, würde auch hier massiv in Alternativen investiert. In Deutschland etwa gibt es Hunderte von Kirchendächern, auf denen die Solarenergie genutzt wird. Zudem verlangt globale Gerechtigkeit von den reichen Ländern eine Reduktion ihres Energieverbrauchs.

Manfred Thumann: Wir fördern in der Schweiz seit mindestens fünfzehn Jahren erneuerbare Energien. Obwohl wir den Erzeugern pro Kilowattstunde fünfzehn Rappen vergüten, haben wir es gerade mal auf 270 Gigawattstunden erneuerbaren Strom gebracht. Allein im letzten Jahr ist der Stromverbrauch jedoch um 1100 Gigawattstunden gestiegen. Das sind gewaltige Diskrepanzen! Dazu kommt der für die Alternativenenergie ungünstige Gesteigungskostenvergleich: Fünf Rappen für eine Kilowattstunde aus dem Kern- oder Wasserkraftwerk, fast 85 Rappen für die Kilowattstunde aus Solarstrom.

Kurt Zaugg: Trotzdem bin ich überzeugt, dass sich die Wettbewerbsfähigkeit alternativer Energie mit Lenkungsmaßnahmen entscheidend verbessern liesse.

Warum ist der Ausstieg aus der Atomenergie bei uns nicht machbar,

Herr Thumann? Andere europäische Länder schaffens ja auch.

Manfred Thumann: Tatsache ist: In den letzten Jahrzehnten ist in der Schweiz der Strombedarf jährlich um zwei Prozent gestiegen. Fürs Jahr 2020 zeichnet sich eine klare Versorgungslücke ab. Strom kommt heute in der Schweiz zu sechzig Prozent aus der Wasser- und zu vierzig Prozent aus der Kernkraft. Heisst: Um aus der Kernenergie auszusteigen, müssten Sie künftig diese vierzig Prozent und den Stromverbrauchszuwachs durch erneuerbare Energien ersetzen. Wir haben das Potenzial ohne Scheuklappen untersucht. Resultat: Mit Windkraft, Fotovoltaik (Solarzellen), Kleinwasserkraftwerken, Biomasse (Stromproduktion über organische Abfälle oder nachwachsende Rohstoffe) und Geothermie (Erdwärme) können Sie im Jahr 2030 rund sechs Prozent des Bedarfs decken – aber niemals vierzig und mehr!

Zum Schluss ein Blick in die Zukunft: Wie viele Kernkraftwerke hat die Schweiz in fünfzig Jahren?

Kurt Zaugg: Meine Vision ist die 2000-Watt-Gesellschaft – heute verbrauchen wir pro Kopf noch 6000 Watt. Die Zukunft liegt im Stromsparen, in der Effizienz und den erneuerbaren Energien. Die Kernenergie wird an Bedeutung verlieren. Das Argument, Atomstrom trage wesentlich zur Reduktion des CO₂-Ausstosses bei, sticht im Übrigen nicht: CO₂ entsteht ja zum grössten Teil nicht bei der Stromproduktion, sondern im Verkehr und beim Heizen.

Manfred Thumann: Ich will heute nicht darüber spekulieren, ob in der Schweiz neue Kernkraftwerke gebaut werden. Wir werden das bauen, was gesetzlich und gesellschaftlich verträglich ist und gebraucht wird. International hat die Kernenergie bestimmt Zukunft. Sie ist umweltverträglich und bezahlbar. Ausserdem steht sie erst am Anfang ihrer Entwicklung. Es wird neue, andere Kernreaktortypen geben, und vielleicht kommt in fünfzig Jahren die Kernfusion.

Gespräch: Samuel Geiser
Tilmann Zuber

Kurt Zaugg-Ott, Oeku (Kirche und Umwelt):
«Meine Vision ist die 2000-Watt-Gesellschaft.»

Manfred Thumann, Stromkonzern Axpo (r.):
«Der Verzicht auf die Kernenergie ist unethisch.»



Bild: Benjamin Zurbögen

Schlussbericht zur Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Porto Alegre (14.–24. Februar)

«We can make it only together»

Der Schlussgottesdienst in Porto Alegre war ein Feuerwerk: mitreissender Gesang, ein Bekenntnis zum Aufbruch – insgesamt ein pralles südamerikanisches Kontrastprogramm zu den vielen nüchternen Gottesdiensten in den Kirchen Europas. Doch: Was verändert die 9. Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen wirklich – an der Basis, in der Weltpolitik?

Zum ersten Mal traf sich die weltweite Ökumene in Lateinamerika. Und das war zehn Tage lang hör- und spürbar. «Hier wurde die alte Ökumene endgültig begraben», bilanzierte ein Nordeuropäer in einer Sendung von Radio Suisse Romande nüchtern. Und meinte damit die stark protestantisch geprägte Ökumene der Gründerjahre. 58 Jahre nach der ersten Vollversammlung in Amsterdam hat die Ökumene endgültig Südsicht.

Sie hat mit Walter Altmann neu einen brasilianischen Befreiungstheologen zum Ratsvorsitzenden. Sie hat Kontakt aufgenommen mit den (vor allem im Süden) stark wachsenden Pfingstgemeinden. Und sie hat zehn Tage lang intensiv den Opfern zugehört. Diese – die Behinderten, die Ureinwohner, die Opfer der Globalisierung, die HIV-Positiven und die Opfer staatlicher Gewalt – prägten die Themen in den rund 300 Mutiraos (Diskussionsrunden) und Bibelgesprächen. Ihre Appelle und Klagen waren vor allem für die rund 3000 Besucherinnen und Besucher ohne Stimmrecht weit prägender als die Versammlungen des Rats, der in einem schwer durchschaubaren Prozess seine Geschäfte abwickelte.

Der Schrei der Unterdrückten

Fünzig Schweizer Basisleute aus Kirchgemeinden und ein jugendlicher Stewart waren in Porto Alegre als BeobachterInnen dabei. Sie hörten zu, diskutierten mit, liessen sich berühren von den Schilderungen der Schwachen, der Rechtlosen, der Opfer von Gewalt, Globalisierung und Korrupti-



Bild: ÖRK

Zuhören, diskutieren, debattieren am Rande der Vollversammlung in Porto Alegre (Brasilien)

on. Diese Basisleute werden nun in ihren Kirchgemeinden von ihren Erfahrungen berichten und – im besten Fall – dafür sorgen, dass den wohl ausgewogenen Protokollsätzen handfeste Taten folgen.

Vielleicht werden sie aber auch auf taube Ohren stossen oder Widerstand wecken. Denn: Schweizer Kirchgemeinden sind nicht südamerikanische Basisgemeinden, es sind Kirchen des Mittelstands, finanziert von Steuergeldern des Mittelstands, getragen von Christen, die ihren Lohn – möglicherweise – in einem global tätigen Grosskonzern verdienen. Diese Menschen werden die Südsicht nicht fraglos übernehmen. Wenn man auch sie überzeugen will, braucht es Berichte von funktionierenden Alternativprojekten.

Porto Alegre blieb in dieser Hinsicht oft unscharf. Im geschützten Rahmen der Workshops wurden Feindbilder zementiert, und im grossen Plenum wurden die heiklen Fragen ausgeklammert oder umschiffert. Zur Globalisierung gab es «nur»

ein Gebet – keine harten Forderungen an die Politiker und Wirtschaftskapitäne.

Bessere Argumente

Obs wirkt? Skepsis ist angebracht. Die Frage ist dabei nicht einmal so sehr, ob es den Basisleuten gelingt, den Schrei der Opfer in die Kirchgemeinden zu tragen. Eher, ob es dem Ökumenischen Rat der Kirchen gelingt, seine Themenschwerpunkte auch auf die Tagesordnung der Weltwirtschaft zu bringen. Mit den Mächtigen zu verhandeln, aber gleichzeitig die Kirchen des Südens im Boot zu behalten – für viele von ihnen ist ein öffentlich kontrollierter, demokratisch ausgehandelter Service public im Moment kein denkbarer Weg: Ihre Erfahrungen – zu-

Schweizer Kirchgemeinden sind nicht südamerikanische Basisgemeinden, es sind Kirchen des Mittelstands, finanziert von Steuergeldern des Mittelstands, getragen von Christen, die ihren Lohn – möglicherweise – in einem global tätigen Grosskonzern verdienen.

erst mit korrupten Diktaturen, danach mit rücksichtslosen privaten Ausbeutern – haben sie zu kompromisslosen Anklägern gemacht.

Sicher ist: Für die Verwandlung der Welt braucht es mehr als Anklage, feurige Reden und mitreissenden Gesang. Mehr auch als ein Schlussprotokoll und Programmschwerpunkte. Es braucht vor allem auch den Willen und das Umdenken der Besitzenden. Es braucht Menschen, die zuhören, Zusammenhänge erkennen, Verantwortung spüren und handeln.

Und es braucht auch Resonanz in den Medien. Diesbezüglich konnte die Vollversammlung in Porto Alegre nicht auftrumpfen. Das World Economic Forum (WEF) drei Wochen zuvor in Davos hat die Weltpresse jedenfalls weit mehr beschäftigt als das World Ecumenical Forum in Porto Alegre. Globalplayers sind offenbar für die Medien attraktiver als Globalprayers. Erstere vertreten Milliarden von Franken – letztere 550 Millionen Menschen...

«We can make it only together» (Wir können es nur gemeinsam schaffen): Diese banale Weisheit rief Desmond Tutu der Vollversammlung zu. Der ehemalige Erzbischof und Friedensnobelpreisträger kam als Hoffnungsträger nach Porto Alegre. Er, der in Südafrika jahrelang kämpfte und scheinbar unüberwindbare Schranken überwand, forderte den Dialog. Und zwar mit allen: «Sanft im Ton, hart in der Forderung», wie er sagte. Tutu, der verschmitzte alte Mann mit dem entzweienden Lachen, zementierte keine Feindbilder. Und er blieb auch die Antwort nicht schuldig, wie der Kampf zu gewinnen sei: «Wenn du überzeugen willst, sprich nicht lauter – bring bessere Argumente!»

Rita Jost

Rückblicke

Drei der fünfzig Schweizer VertreterInnen haben von der 9. ÖRK-Vollversammlung in Porto Alegre folgende Eindrücke und Erinnerungen nach Hause gebracht (vgl. «saemann» 2/06):

Daniel Locher

Theologiestudent aus Ittigen, Stewart in Porto Alegre:

«Für mich war Porto Alegre ein Stück geliebter Ökumene: das Zusammentreffen von ChristInnen unterschiedlichster Herkunft, die gemeinsam nach Einheit suchten. Als Stewart (Hilfskraft) im Plenarsaal bekam ich etwas mit von diesem Ringen im Rat. Aber Porto Alegre ist mehr als eine Versammlung mit Schlussprotokoll. Ich persönlich habe erlebt, wie wichtig Zuhören ist. Ich habe gespürt, dass verschiedene Strömungen nebeneinander stehen können, ohne dass sie sich ausschliessen müssen. Und ich habe begriffen, dass das gemeinsam Diskutieren und Streiten den Horizont weitet. Ich komme aus Pfingstkreisen und hatte bisher wahrscheinlich etwas einen Tunnelblick, was das Christentum anbelangt. Mir sind plötzlich Fenster aufgegangen. Ich habe realisiert – vor allem in den Gottesdiensten –, dass der «Leib Christi» grösser ist als mein Verständnis der Konfession. Es tönt vielleicht paradox – aber durch die totale Öffnung habe ich erst erfahren, wer ich bin.»



Pia Grossholz

Synodalrätin der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn:

«Dass die Schweizer Kirchen sich mit jenen Brasilien zusammen für Wasser als öffentliches Gut und für Zugang zu Wasser als Menschenrecht einsetzen, finde ich grossartig!»: Solche Sätze hörte ich oft, wenn ich am Stand des Ecumenical Waternetworks die gemeinsame Erklärung unserer Kirchen erläuterte. So konnte sich die kleine Schweiz in einer weltweiten Problematik mutig zu Wort melden – und wurde gehört: Im Schlussdokument des ÖRK wurde nämlich die Erklärung als beispielhaftes gemeinsames Vorgehen von Kirchen im Norden und im Süden genannt. Mit nach Hause genommen habe ich viel Energie und Zuversicht aus dem Umgang der SüdamerikanerInnen mit der Bibel. Ihr Handeln wird direkt geprägt und beeinflusst von dem, was sie in der Bibel lesen. Dieser Umgang mit den biblischen Texten strahlt so viel Lebendigkeit aus und ist voller Kraft, welche die ZuhörerInnen ansteckt und motiviert.»



Thomas Wipf

Ratspräsident Evangelischer Kirchenbund (SEK):

«Porto Alegre hat den ÖRK gestärkt. Natürlich gibt es immer noch viele trennende theologische Fragen, aber ich spürte doch bei vielen Delegierten neuen Schwung, den starken Willen auch, gemeinsam für das Leben einzustehen. Wenn es dem ÖRK in den nächsten Jahren gelingt, sich auf die gewählten Themenfelder zu beschränken und in der Vielfalt immer wieder das Gemeinsame zu suchen, können wir als Christen viel bewirken. Nicht zufrieden bin ich mit der Art und Weise, wie man die «Globalisierung» behandelt hat. Zum Gebet muss die sachgemässe Auseinandersetzung kommen. Auch der ÖRK muss sich kritisch fragen: Haben wir erreicht, was wir erreichen wollten?»



Bilder: Jolanda Flubacher

Die Beschlüsse von Porto Alegre

«Der ÖRK sollte weniger tun. Dieses Wenige aber gut und mit einem Ansatz, der Zusammenarbeit in den Vordergrund stellt»: So wurden in Porto Alegre die neuen ÖRK-Programmrichtlinien vorgestellt. Diese sehen für die nächsten sieben Jahre vier Themenschwerpunkte vor:

- Der Ökumenische Rat der Kirchen will verstärkt als Einheit auftreten.
- Der ÖRK will seine Leitungskräfte vermehrt und intensiver ökumenisch ausbilden.
- Der ÖRK intensiviert seinen Einsatz für Gerechtigkeit in der globalisierten Welt.
- Der ÖRK wird eine glaubhafte, prophetische Stimme in der Welt.

Ferner wurde beschlossen:

- Die Dekade zur Überwindung der Gewalt wird weitergeführt.
- Die Kontakte zur römisch-katholischen Kirche (die nicht Mitglied des ÖRK ist) und zur Pfingstbewegung werden intensiviert.
- Die Jugend wird in den Ausschüssen des ÖRK vermehrt angehört.
- Der ÖRK braucht eine Kommunikationsstrategie.

Im 150-köpfigen Zentralausschuss, dem höchsten Gremium zwischen den Vollversammlungen, ist die Schweiz neu mit Christoph Stückelberger, Leiter Theologie und Ethik im SEK, vertreten. rj

sae frau

An der Hand genommen

Jetzt, da es endlich Frühling wird, freue ich mich auf die nächste Etappe: Lucens–Lausanne. Bei der ersten Etappe war es Herbst: von Freiburg bis Payerne und weiter der einsamen Broye entlang ins waadtländische Städtchen. Das Auf und Ab von Weg und Steg, Ausblicke, Ruheplätze, Begegnungen und die Farben der Empfindungen kann ich mir immer noch wie die Perlen eines Rosenkranzes durchs Gedächtnis gleiten lassen. Vielleicht, weil es keine blosser Wanderung war, ausgewählt nach den Kriterien besonderer Naturschönheit? Obschon diese keineswegs fehlten – und vielleicht prägten sie sich gerade darum besonders leuchtend ein, weil sie nicht das Ziel der Unternehmung waren. Was aber war das Ziel? Santiago di Compostela sicher nicht.

Das Heilmittel Pilgern nehme ich nur in homöopathischer Dosis ein. Aber gewünscht habe ich mir schon, dass ich vom Weg, den Ahnen vorgespurt haben, an der Hand genommen werde und dass das, was mir auf dem Herzen liegt, hinabsinkt unter die Füsse und dort im Gehen Schritt für Schritt sanft zerrieben wird, bis es keine Last mehr ist, sondern als Wölklein aufsteigt und mich schützend umhüllt wie eine unsichtbare Pelerine.

Unterwegs hatte mich der Augenschein überwältigt, dass ich ja der Sonne hinterherlief, ihrem pompösen Untergang entgegen, fast wie ein Westernheld. Die Türme von Payerne standen als Schattenriss vor der Glut, ebenso am nächsten Abend die Türme von Lucens. Da wurde mir bewusst, dass meine Orientierung eigentlich eine Okzidentierung ist, ein Gehen nach Westen. In Richtung Ende der Welt? In Richtung Tod? Stimmt, mit jedem Schritt verkleinere ich den Abstand, der mich von ihm trennt – aber genau so stimmt, dass mit jedem Schritt die Fülle grösser wird, der Reichtum des erlebten Wegs. Bin ich am Ende rund und strahlend wie die Sonne, wenn sie in den Atlantik sinkt? Schön wäre das. Aber vorerst spürte ich, dass die Pilgertasche schwer wurde, weil ich so viele Walnüsse vor dem Überfahrenwerden gerettet hatte, und dass das Gehen Mühe machte, wenn ich einem braunen Acker entlangging, den ich geradezu schreiben hörte angesichts der heranrückenden Einfamilienhäuschenfront.

Diese und andere Eindrücke trug ich jeweils hinein in die Kirchen und Kapellen am Weg. Erst jetzt, Monate später, geht mir auf, dass ich dabei kleine Wendeschlaufen vollzog. Durchs Westportal eintretend, blickt man ja zum Chor, nach Osten: Aus Okzidentierung wird wahre Orientierung! Vom Untergang drehte es mich weg zum Aufgang der Sonne. Zum ewigen Ursprung, zur Sonne der Auferstehung und des Lebens!

Bei der nächsten Etappe werde ich diese Richtungsspiele meditieren. Zu selten hört man etwas vom Heimpilgern aus Compostela. Ich nehme mir vor, von Lausanne aus den Rückweg nach Osten bewusst unter die Füsse zu nehmen – in das Morgenrot hinein. Das müsste ja dann wohl eine Nachwanderung sein. . .

Anna Stüssi

Anna Stüssi ist Psychotherapeutin und Redaktorin der Zeitschrift «reformatio»

Kleine Umfrage zu Ostern

Wie halten Sies mit der Auferstehung?

Ostern ist die Feier der Auferstehung Jesu. Auferstehung? Was stellen sich Pfarrerinnen und Pfarrer darunter vor? Worüber predigen sie am Ostermorgen? Ist Auferstehung Realität oder Metapher? – Eine kleine Umfrage zum höchsten christlichen Feiertag.

«Hier ist Gott bei uns, dort sind wir bei ihm. – Ich lobe meinen Gott von ganzem Herzen, dass die ersten Jüngerinnen und Jünger Jesus wieder gesehen haben. Am tiefsten berührt mich im Evangelium der kurze Satz: «Da wurden die Jünger froh, als sie den Herrn sahen.» Auch ich bin überaus dankbar dafür, dass ich an Christus glauben und mit der Kirche sagen kann: gekreuzigt, gestorben und begraben, am dritten Tag wieder auferstanden von den Toten. Ich bete das Bekenntnis mit, weil über allem Erdendasein, über Leben und Sterben Gottes Gnade und Erbarmen walten. Ich glaube an Jesus Christus, der über uns lebt, in uns wohnt und bei uns ist alle Tage bis ans Ende der Welt.

Was darüber hinaus der Apostel Paulus und andere an theologischen und griechisch-philosophischen Gedanken und Vorstellungen entwickelt haben, das lass ich ihre Weisheit sein. Vieles davon schaut mich an in rätselhafter Gestalt als wie im Spiegel, von dem Paulus selber schreibt.

Dass Gott freilich auch zu mir wie zu Adam spricht: Erde bist du und zur Erde musst du zurück, so soll mir dies kein Müssen sein. Denn des Herrn ist die Erde und was sie erfüllt.» Samuel Lutz



Samuel Lutz, Dr. theol., Synodalarbeitspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn

«Waren Sie schon einmal ein wenig schwanger? Oder ein bisschen tot? Blöde Frage, man ist doch entweder oder, mit allen Konsequenzen.

Ebenso die Auferweckung Jesu. Entweder war er der Erste, den Gott auferweckt hat, sodass wir getrost an unser eigenes Sterben und Auferweckwerden denken können, oder er blieb tot. Mit allen Konsequenzen. Wenn Jesus nicht auferstanden ist, dann ist unsere Glaubensbasis nichtig. Pfingsten und die ganze Wirkungsgeschichte wären samt und sonders der grösste Betrug seit Menschengedenken.

Glauben Sie schon, oder zweifeln Sie noch? Jesu Tod und Auferweckung haben zutiefst mit uns zu tun. Gott zeigt, was uns erwartet, nämlich: wie eine Pflanze aus einem genetisch identischen Samenkorn zu wachsen und das Alte hinter uns zu lassen. Wie sollten wir dies nachvollziehen können, wenn Gott es nicht an Jesus exemplarisch vollzogen hätte? Freiwillig. Uns zugute. Damit die Geschichte Gott-Mensch seine Fortsetzung finden kann – garantiert durch Jesus Christus.»

Marianne Hächler



Marianne Hächler, Pfarrerin in Meikirch

«Immer wieder begegne ich Menschen, die felsenfest davon überzeugt sind, dass Jesus «leiblich auferstanden» sei und sein Grab am Ostermorgen «wirklich leer» war. Dieses naive und unkritische Denken kann ich heute nicht mehr teilen.

Trotzdem: Ich glaube an die Kraft der Auferstehung – allerdings brauche ich dazu kein leeres Grab und kein Mirakel mehr. Überhaupt: Was kümmerts mich, was damals passiert ist, vor bald 2000 Jahren? Ich glaube an jenen Christus, der in unserem Leben auferstehen will, heute und jetzt. Was brächte uns eine Auferstehung, die einmal irgendwo und irgendwann geschehen ist, wenn sie nicht bis zu uns heute dringt, mitten in unser Leben hinein, das so oft wenig genug vom biblischen Glanz der Auferstehung widerspiegelt?

Ja, ich glaube an eine Auferstehung aus jenem Tode, der uns manchmal mitten im Leben ereilt, wenn es dunkel wird um uns, wenn wir nicht mehr weiterwissen. An eine Auferstehung, die uns eine neue Zukunft eröffnet und eine Hoffnung gegen den täglichen Tod.»

Daniel Kallen



Daniel Kallen, Pfarrer in Sutz-Lattrigen (bis Ende August, anschliessend freiberuflich tätig)

«Was mag die Auferstehung in der Frühzeit des Christentums bedeutet haben? Und was bedeutet sie für heute lebende Christinnen?

Zum einen wissen wir, dass die Erzählungen vom leeren Grab erst dreissig Jahre nach den Ereignissen aufgeschrieben worden sind. Zum anderen haben religionsgeschichtliche Studien zur Jesuszeit ergeben, dass Auferstehungsvorstellungen damals gut bekannt waren, sei es aus dem Ägyptischen oder aus den Mysterienreligionen im Römischen Reich. Sie sind vergleichbar mit dem heute gängigeren Bild vom Samen, der in die Erde gelegt wird und stirbt, um neue Frucht zu bringen.

Eine gute Hilfe ist es deshalb zu sagen: Die Botschaft des Mythos des auferstehenden Jesus ist ein Auf(er)stehen gegen die Macht der Gewalt, des Todes, der Hoffnungslosigkeit! Und das konnten die Menschen damals eben nur beschreiben mit Erzählungen vom leeren Grab.

Ich selbst verstehe die Auferstehung als Sinnbild: als Befähigung für mein eigenes Leben, es zuversichtlich auch in dunklen Zeiten anzugehen und mich von augenscheinlich Unmöglichem nicht bremsen zu lassen.» Barbara Schmutz



Barbara Schmutz, Pfarrerin in Muri-Gümligen

Spiritualität im Alltag

Kleine Krückologie

Tack, tack, tack: Wenn ich unterwegs dieses Geräusch höre, weiss ich genau, dass da jemand an zwei Stöcken durch die Gegend marschiert. Nordicwalking heisst dieser Sport. Er ist heute Mode. Und so gehen immer mehr Frauen und Männer, ganz gesunde Menschen, an zwei Stöcken.

Mich erinnert das an eine Geschichte aus dem Sufismus, der Mystik des Islam. Da wird von einem alten Mann erzählt, der sein Bein gebrochen hatte und an Krü-

cken gehen musste. Dabei entdeckte er, wie nützlich die beiden Stöcke waren. Sie halfen ihm beim Gehen, zudem konnte er mit ihnen kleine Hindernisse beiseiteschieben oder aufsässige Hunde verscheuchen. Und wenn es niemand sah, holte er mit einem Stock eine Frucht vom Baum des Nachbarn.

Der Alte war begeistert und behielt die Stöcke, als sein Bein geheilt war. Bald gingen auch seine Frau, Kinder und Enkelkinder an Krücken. Die neue Art des Ge-

hens verbreitete sich im Dorf und schliesslich im ganzen Land. Es gab Stöcke in allen Farben und Formen, und es gab diplomierte Krückologen, welche lehrten, wie man mit den Dingen geht.

Eines Tages, nach vielen, vielen Jahren, legten ein paar Frauen und Männer ihre Stöcke ab. Sie hatten entdeckt, dass es möglich ist, ohne fremde Hilfsmittel zu gehen. Doch niemand glaubte ihnen. Viele lachten die Krückenverweigerer aus, andere ärgerten sich über sie und schimpften. Schliesslich wurden die Abtrünnigen wegen Unruhestiftung ins Gefängnis geworfen. Denn so viel stand fest: Krücken gehören zum Menschen.

Hier ist die Geschichte zu Ende. Ein trauriger Schluss. Ich glaube nicht, dass es mit dem Nordicwalking so weit kommt. Andere Krücken geben mir mehr zu denken: das Handy etwa, ohne das fast nie-

mand und fast nichts mehr geht. Das Auto, diese lärmende und stinkende Krücke auf vier Rädern. Das Internet (was, Sie sind noch nicht online?). Oder all die Ideologien, fixen Ansichten und Vorurteile, die das freie, selbstständige Denken ersetzen. Die Liste liesse sich beliebig verlängern.

Die Sufis erzählten sich diese Geschichte, weil sie die Freiheit über alles liebten. Sie betrachteten Gegenstände und Gewohnheiten, Lehren und Systeme als Krücken. Diese mögen für eine gewisse Zeit nützlich sein, müssen aber rechtzeitig wieder abgelegt werden. Denn frei ist nur, wer auf eigenen Füssen steht – und selber gehen kann.

Tack, tack, tack: Da kommt wieder einer. Soll ich ihn nun bewundern, belächeln, bemitleiden? Nichts von alledem: Ich sage «Grüessech» und gehe weiter. Ohne Stöcke. Lorenz Marti

Rhythmus und Bewegung

Unterricht und Werkgruppe afro-kubanische Rhythmen und Gesang
Ein Weg zur inneren Klarheit

Freie Bewegung zur Congatrommel
Ein Weg zur inneren Heilkraft

Kontakt: Ruth Krähenbühl
ruth.kraehenbuehl@bluewin.ch
Tel. 031 372 64 33



Unterwegs zum Du

erfolgreiche Partnersuche seit 1938
nicht gewinnorientiert

031 312 90 91
Verena Calame

Mitgetragen von den
Evang. ref. Kirchen
BE/JU

www.zum-du.ch



Evang.-reformierte Kirchgemeinde Ins

Unsere zentral im Seeland gelegene Kirchgemeinde mit zwei Pfarrkreisen sucht auf **1. August 2006** für den Kreis 1 (Ins) eine/n

Katechetin/Katecheten

für ein 25% Pensum für KUV 1. bis 9. Klasse in Zusammenarbeit mit der Pfarrerin

Aufgaben:

- Mitwirkung bei der Kinderwoche für die 1. bis 3. Klässler
- Erteilen der kirchlichen Unterweisung an den 4. bis 9. Klassen, jeweils am Dienstagnachmittag 15.30 bis 18.00 Uhr im Team
- Leitung von Konfirmandenlager und Vorbereitungswochenende
- Durchführung der Konfirmation im Team
- Mitwirkung bei KUV-Gottesdiensten
- Elterninformation und Erstellung des Stundenplans
- Zusätzliches Angebot für auswärtige SchülerInnen

Wir erwarten:

- Freude am Umgang mit Kindern und Jugendlichen
- Bernisches Katecheten-Diplom oder gleichwertige Ausbildung
- Religionspädagogische Fachkompetenz
- Teamfähigkeit
- Selbstständigkeit und Flexibilität

Wir bieten:

- Anstellung gemäss Personalverordnung der Kirchgemeinde Ins, angelehnt an die AKUR-Richtlinien
- Gute Infrastruktur
- Entlastung bei der Administration
- Engagiertes KUV-Team
- Theologische Begleitung

Auskünfte:

Pfarrerin Sylvia Käser Hofer, Ins, Tel 032 313 15 17
ref.pfarramt.ins@mails.ch

Bewerbungen bitte bis am **18.4.2006** an die
Vorsitzende der KUV-Kommission:
Jacqueline Keller, Dorfstrasse 7, 3232 Ins



SPITEX

Hilfe und Pflege zu Hause / Aide et soins à domicile

Behandlungs- und Grundpflege sowie Beratung
Haushaltshilfe
Gesundheitsberatung

SPITEX Biel-Bienne, Collègeasse 8, 2502 Biel, Tel. 032 329 39 00



Das sonnige Ferienparadies hoch über dem schönen Thunersee
Tel. 033 654 92 92, E-Mail: info@sunnehüsi.ch

RUTH

Das faszinierende Buch aus der Bibel

Referat über die Vielschichtigkeit dieses Buches unter Einbezug der hebräischen Sprache.

Folgenden Fragen wollen wir nachspüren:

- Um welche Beziehungen geht es?
- Machen Frauen Geschichte?
- Wo finden wir das Buch Ruth in der Bibel?
- Gibt es eine besonders wichtige Aussage?
- Welche Bedeutung hat das Buch Ruth noch heute für die Juden?
- Welche Bedeutung haben die Namen?
- Was können wir über die einzelnen Personen sagen?
- Welche Besonderheiten sind zu erwähnen?

Mittwoch 3. Mai 2006, 20 Uhr, Kirchgemeindehaus Schosshalde (Kirchgemeinde Nydegg Bern).
Referentin: Barbara Henne, Klaraweg 39, 3006 Bern

APRIL

Zeit der Stille im Chor der Französischen Kirche

8.4.

Meditieren im Sitzen, im Gehen und im Teilen von Brot und Tee
Ort Chor der Französischen Kirche, Bern Zeit 10.15 bis 12.00 Uhr

MAI

Strukturwandel auf dem Land – eine Herausforderung für die Kirchgemeinden

2.5.

BEA-Fachseminar 2006 Ort Kongresszentrum BEA, Bern Zeit 9.30 bis 13.00 Uhr

Zusammenarbeit mit Freiwilligen – spannend und herausfordernd

2.+9.+16.5.

3 Module um die Zusammenarbeit von Freiwilligen, Ehrenamtlichen und bezahlten Mitarbeitenden zu stärken
Kursort Schwarztorst. 20, Bern Zeit jeweils 18.00 bis 21.30 Uhr

Unsere Kirchgemeinde – ein Fenster zur Welt

3.+10.5.

Informationsabende zu den Ressorts Migration und OeME
Kursort Kirchgemeindehaus Le Cap, Franz. Kirche, Bern Zeit 18.00 bis 21.30 Uhr

Neu im Kirchgemeinderat

3.+17.+31.5.+7.6.

Region Oberland Einführungskurs für Personen, die mit den Aufgaben und Verantwortungen im Kirchgemeinderat besser vertraut werden möchten.
Kursort Kirchgemeindehaus Spiez Zeit 18.15 bis 21.15 Uhr

Wie protokollieren und archivieren wir richtig?

4.+18.5.

Die Protokollführung und Aktenablage ist anspruchsvoll und muss den gesetzlichen Vorschriften entsprechen
Kursort Kirchgemeindehaus Calvin, Bern Zeit 13.30 bis 17.00 Uhr



woher – wohin

11.5.+17.+29.6.

Mit Frauen unterwegs, nach innen und nach aussen
Wir sortieren das Erbe unserer Mütter, loten unsere eigenen Handlungsspielräume aus, gehen ein paar Schritte weiter...

Einen Tag sind wir draussen unterwegs

Kursort Wythenbachhaus, Biel Zeit Donnerstage, 19.30 bis 22.00 Uhr und Samstag, 9.00 bis 18.00 Uhr



Zeit der Stille im Chor der Französischen Kirche

13.5.

Meditieren im Sitzen, im Gehen und im Teilen von Brot und Tee
Ort Chor der Französischen Kirche, Bern Zeit 10.15 bis 12.00 Uhr



Zäme Ferie mache

17.5.

Kurs für Mitarbeitende von Seniorenferien

Kursort Gwatt-Zentrum, Gwatt Zeit 9.15 bis 16.30 Uhr

Nähere Angaben erhalten Sie im Halbjahresprogramm 1/2006 oder im Internet www.refbejuso.ch unter Service, Veranstaltungen, Erwachsenenbildung, Kurse nach Fachbereich

Programme und Anmeldung:

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Gemeindedienste und Bildung
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051, 3001 Bern
Telefon 031 385 16 16, Fax 031 385 16 20
E-mail bildung@refbejuso.ch



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Églises réformées
Berne-Jura-Soleure



Unsere Mandantin ist der Schweizer **Mission International** und wurde Institution mit Hauptsitz in Brent-Mitarbeiter weltweit. Haupteinsatz-
Lepra-Krankheit sind Südostasien hält eigene Spitäler, betreibt Feldprogramme, Sozialarbeit, Bildung, Verbesserung der Infrastruktur der von Lepra betroffenen Personen und ihrer Familien. Finanziert wird das Werk durch Spenden von Privatpersonen, Kirchgemeinden und Stiftungen. Infolge Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers suchen wir im Teilpensum von 50–80% per Oktober oder nach Vereinbarung eine/n

Zweig von «The Leprosy Mission International» und wurde 1905 in Zürich gegründet. Die Mission unterhält eigene Spitäler, betreibt Feldprogramme, Sozialarbeit, Bildung, Verbesserung der Infrastruktur der von Lepra betroffenen Personen und ihrer Familien. Finanziert wird das Werk durch Spenden von Privatpersonen, Kirchgemeinden und Stiftungen. Infolge Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers suchen wir im Teilpensum von 50–80% per Oktober oder nach Vereinbarung eine/n

LEITER/IN GESCHÄFTSSTELLE DEUTSCHE SCHWEIZ

Ihre Kompetenzen

Als LeiterIn repräsentieren Sie die Organisation nach aussen und führen die Geschäftsstelle selbstständig. Ihre Haupttätigkeit besteht im **Fundraising**:

- Pflegen von Beziehungen zu Gönnern, Kirchen, Organisationen, Firmen und Medien
- Halten von Vorträgen in Kirchgemeinden, Vereinen, Institutionen etc.
- Akquirieren neuer potentieller Geldgeber
- Weiterentwickeln und Umsetzen der Fundraising-Strategie

Ihr Profil

- Identifikation mit einem biblisch-christlichen Weltbild
- Affinität zum kirchlichen Umfeld
- Mehrjährige Berufspraxis, vorzugsweise im NPO-Bereich
- Hohe Sozialkompetenz und Freude im Umgang mit Menschen
- Know-how bewährter, wie auch innovativer Fundraising-Instrumente

- Qualifizierte Aus- oder Weiterbildung im Bereich Fundraising / Marketing / Kommunikation / Werbung
- Teamfähigkeit, Ausdauer, Belastbarkeit
- Selbständige, genaue Arbeitsweise und prägnanter, verständlicher Schreibstil
- Sprachen: Deutsch (stilsicher in Wort und Schrift), sehr gute Französisch- und Englischkenntnisse
- Versierter PC-Anwender (Microsoft Office, Verständnis für Datenbankstrukturen)

Sie erwartet

- Abwechslungsreiche, selbständige, beziehungsorientierte Arbeit im christlich-humanitären Arbeitsumfeld
- Eine gute Arbeitsatmosphäre in einem engagierten Team
- Zeitgemässe Entlohnung und Sozialleistungen
- Weitgehend freie Zeiteinteilung
- Mitsprache bei der Wahl des Arbeitsortes

Wir freuen uns über Ihre E-Mail Bewerbung oder Ihr komplettes Dossier via Post an unten stehende Adresse. Bei Rückfragen steht Ihnen Herr Oliver Panier unter Tel. 033 439 30 90 gerne zur Verfügung. Absolute Diskretion ist für uns selbstverständlich.

vitaperspektiv ag, Bifang 10, CH-3472 Wynigen, Tel. 033 439 30 90, Fax 034 415 40 27,
opancier@vitaperspektiv.ch, www.vitaperspektiv.ch

Kleininserate

CHF 244.10

Auflage 300'000 Expl.

Inserateschluss

Mai-Ausgabe 10.4.2006

Tel. 031 352 54 54, Fax 031 352 55 54
jhpress@bluewin.ch

Günstig zu verkaufen

meisterlicher, moderner Holzschnitt des bekannten Künstlers **Heinz Keller**. Bildinhalt: zwischen zwei Häusern und Bäumen eine Gruppe jüngerer Menschen, einer (neben sich ein Velo) zeigt auf einen bedeutenden Stern am Himmel.

Grösse: Breitformat, 120x80cm

Das Bild wäre sehr geeignet für Kirchgemeindehaus, Jugendhaus, Schulhaus.

Anfragen, Besichtigung: M. Rüetschi, Signalstr. 23, 5000 Aarau

Sind Sie noch nicht **40 Jahre** alt und haben Interesse auf dem **2. Bildungsweg** an der Universität

Theologie zu studieren? Pfarrer/Pfarrerin zu werden?

Dann wenden Sie sich an die **KTS Bern**.

Inhaberinnen und Inhaber von **Berufsmaturitätsausweisen, Handelsdiplomen (HWS), AKAD** oder **ähnlichen Vorbildungen** werden ohne Aufnahmeprüfung ins Probesemester aufgenommen.

Neu: Unterricht in einer 4-Tage-Woche.

Es werden keine Schulgelder verlangt.

Anmeldetermin: 1. Mai 2006.

Auskunft und Beratung:



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Kirchlich-Theologische
Schule Bern KTS
Ahornweg 2, 3012 Bern
Tel./Fax 031 301 47 25
www.refbejuso.ch/kts • sekretariat.kts@gmx.ch



Eine Mission für morgen
**VERBINDEN
BEGEGNEN
HELFFEN**

z.B. in Asien: Hilfe für
Wanderarbeiterinnen in Not
PC-Konto: 40-726233-2
www.mission-21.org



mission 21
evangelisches missionswerk basel



Eine erlebnispädagogische Herausforderung auf dem Jugendschiff!

Wir suchen für unsere Jugendschiffe «Ruach» und «Salomon» auf dem Atlantik:

- LehrerInnen
- Sozialpädagogen
- Handwerker (Schreiner/Zimmerleute/Maler/Elektriker/Allrounder...)

Weitere Infos www.jugendheimsternen.ch

saemann

Auflage: 300 862 Exemplare

Bilder: Martin Guggisberg
(www.martinguggisberg.ch)

Redaktion: Samuel Geiser (sel), Rita Jost (rj),
Martin Lehmann (mlk)

Agenda/Zuschriften:

Verena Flückiger (sekretariat@saemann.ch)

Redaktion/Zuschriften:

Redaktion «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern

Tel. 031 398 18 20; Fax 031 398 18 23

E-Mail: redaktion@saemann.ch

Internet: www.saemann.ch

Geschäftsstelle:

Christian Lehmann, Jungfraustr. 10, 3600 Thun

Tel. 033 223 35 85; Fax 033 223 35 90

E-Mail: geschaeftsleitung@saemann.ch

Inserate- und Redaktionsschluss 05/06:

10. April 2006

Adressänderungen / Einzelabonnemente:

Länggass Druck AG, Postfach 7062, 3001 Bern

Tel. 031 307 75 75; Fax 031 307 75 80

E-Mail: saemann@ldb.ch; Internet: www.ldb.ch

Einzelabonnemente: Fr. 20.– (inkl. MWST)

saeTipps



VERANSTALTUNGEN

Billig! Billig!

Unter dem Druck von Aldi bieten auch Migros, Coop und Denner immer mehr Billigprodukte an. Reagieren die Grossverteiler auf die neue Armut? Heisst Billigpreis auch Billiglöhn – etwa an den Kassen der Discounter? Ein Podium über die Aldisierung der Schweiz, veranstaltet vom Evangelischen Frauenbund der Schweiz (EFS): mit Martin Schlöpfer (Migros-Genossenschaftsbund), Monika Stocker (Sozialvorsteherin Stadt Zürich), Christoph Stükelberger (Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund) und Erika Trepp (Gewerkschaft Unia).

→ 29. April, 13.30, Kirchengemeindehaus Lukas, Morgartenstrasse 16, Luzern
Info: Tel. 044 363 06 08
E-Mail: geschaeftsstelle@efs.ch

(Kein) Land in Sicht

Der ländliche Raum ist in der Krise: Bevölkerungszahlen, Wirtschaftskraft und Tourismus sind rückläufig. Die Landwirtschaft bietet jungen Menschen keine sichere Zukunft mehr. Was geht das die Kirchen an? Fachseminar der reformierten Kirche an der BEA.

→ 2. Mai, 9.30, Kongresszentrum BEA, Bern
Info/Anmeldung: Tel. 031 385 16 16
bildung@refbejus.ch

Für den BEA-Auftritt werden Freiwillige für die Mithilfe am Kirchenstand gesucht:
Tel. 031 370 28 28
E-Mail: karin.freiburghaus@refbejus.ch

«Die Gier begrenzen...»

Kann man mit der Bibel in der Hand Wirtschaftsethik treiben? Kann man das Deuteronomium im Alten Testament als Theologie des Wohlstands und Segens lesen? Und wie viel Glaubensbekenntnis steckt eigentlich in moderner Wirtschaftstheorie? – Ein Seminar im Spannungsfeld von Bibel und Ökonomie – mit der Theologin Meehyun Chung (Mission 21), Frank Crüsemann (emer. Prof. für Altes Testament) und dem Theologen und Wirtschaftsethiker Ulrich Duchrow.

→ 6.–8. Juni, Reformiertes Kirchengemeindehaus Johannes, Wylstrasse 5, Bern
Info: Susanne Schneeberger, Fachstelle OeME, Tel. 031 313 10 15
E-Mail: susanne.schneeberger@refbejus.ch

Passionsmusik: «Kar I–VII»

In der Kirche Ligerz wird in den Jahren 2005 bis 2011 jeweils am Karfreitag um 14.30 Uhr eine kurze liturgische Feier durchgeführt: Im Zentrum steht eines der sieben traditionellen Worte Jesu am Kreuz. Der Bieler Komponist Urs Peter Schneider hat dafür eine siebenteilige Komposition unter dem Titel «Kar I–VII» geschaffen. Mit Christine Lüthi (Oboe) und Marc van Wijnkoop (Liturgie).

→ 14. April, 14.30, Kirche Ligerz

Beat Sterchi auf der Kanzel

Der Berner Schriftsteller und «saemann»-Autor Beat Sterchi predigt in der Thomaskirche Liebefeld über ein ureigenes Thema der Dichter- und Dichterinnenunf: «Das Wort ward Fleisch und zeltete mitten unter uns.» Umrahmt wird Sterchis «gottesdienstliches Spiel mit der Macht der Wörter» von Erica Zimmermann (Orgel) und Pfarrer Hansueli Ryser (Liturgie).

→ 23. April, 9.30, Thomaskirche Liebefeld (Buslinie 17 bis Station Neuhausplatz)

Machtpoker in Nahost

Israel und Palästina nach den Wahlen: Zukunftsszenarien zwischen Krieg und Frieden. Der Islamwissenschaftler Dr. Edward Badeen und Philippe Lévy, Präsident von New Israel Fund Schweiz, diskutieren unter der Leitung von Barbara Müller (Christlicher Friedensdienst cfd).

→ 3. April, 19.30, Politforum Käfigturm, Bern

Ostermarsch – Friedensmarsch

Entlang der Aare vom Eichholz zum Marzili führt heuer der bereits zur Tradition gewordene Marsch am Ostermontag – unter dem Motto «Frieden heisst genug für alle». Getragen wird der Ostermarsch von kirchlich und/oder politisch engagierten Menschen und Gruppen, darunter die Fachstelle OeME (ref.), Kirche im Dialog (röm.-kath.), die Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) und Amnesty International (ai).

→ 17. April, 13.00: Auftakt im Eichholz an der Aare in Bern (Tram 9 bis Wabern); Schlusskundgebung auf dem Münsterplatz
Info: Tel. 031 313 10 10 (OeME)

Bauernsterben heute

Unser täglich Brot gibt uns die Landwirtschaft. Doch wie viele Bauern braucht dazu? Erfüllt die Landwirtschaft die hohen Ansprüche der KonsumentInnen bezüglich Qualität und Ökologie, Tierschutz und gerechten Lohns? Podium mit Jean Daniel Gerber (Direktor Staatssekretariat für Wirtschaft, seco), Ivo Muri (Ökonom/Unternehmer), Pfr. Ueli Tobler (Sorgentelefon für Landwirte) und Hans Luder (alt Präsident IP Schweiz). – Eine Veranstaltung im Rahmen des 500-Jahr-Jubiläums der Kirche Kirchberg.

→ 22. April, 9.00, Kirchengemeindsaal Kirchberg (Info: www.kirche-kirchberg.ch)



LESE- UND HÖRTIPPS

Schriftsteller predigen

SchriftstellerInnen ergreifen in der Kirche das Wort – fernab jeden theologischen Jargons. Mit Poesie, Meditation oder Performance wagen sie sich frohgemut an altbekannte religiöse Fragen. Die Texte von Lukas Hartmann, Klaus Merz, Beat Sterchi, Raphael Urweider, Katharina Zimmermann u.a. gehen zurück auf eine Gottesdienstreihe in der reformierten Kirche Erlach.

→ Matthias Zeindler (Hrsg): «Schriftsteller predigen», 176 Seiten, Theologischer Verlag Zürich, Fr.28.–

→ Buchvernissage: 3. Mai, 19.00 Uhr, Offene Heiliggeistkirche Bern.
Mit Beat Sterchi, Trio No Square, Matthias Zeindler

Religion auf dem Prüfstand

Fördern oder behindern Religion und Spiritualität die Entwicklungszusammenarbeit? Welche entwicklungspolitische Position vertreten die Evangelikalen? – Mit dem Thema «Religion und Entwicklung» befasst sich die Aprilausgabe der Zeitschrift «eins», zu deren Herausgebern auch die Hilfswerke Brot für alle und Fastenopfer gehören. Die Nummer kostet Fr. 6.50 (plus Porto und Verpackung), das Jahresabonnement Fr. 107.– (für Schüler, Lehrlinge, Studentinnen und EntwicklungshelferInnen: Fr. 85.–)

→ Bestellung:
Tel. 033 251 16 62; Fax: 033 251 16 52
E-Mail: ursjaeggi@bluewin.ch

Passionsspiele

Die «ferment»-Ausgabe zur Fasten- und Osterzeit befasst sich mit menschlichen und göttlichen Passionen. Gedichte von Almut Haneberg, Pierre Stutz und Vreni Merz sowie die Tanzbilder von Mike Kleinhenz erzählen, wie Menschen in Liebe zueinander entbrennen. Aber dem Glücksgefühl des Verliebtseins folgen Momente der Distanz und Einsamkeit. Kann da der Kreuz- und Auferstehungsweg Jesu Lebenshilfe bieten?

→ Bestellung: Pallottiner Verlag, Postfach, 9201 Gossau; Tel. 071 388 53 30
E-Mail: pallottiner-verlag@bluewin.ch

Tod und Trauer in Trapani

Am Karfreitag setzt sich in Trapani (Sizilien) eine Prozession in Bewegung, die während 24 Stunden von zwanzig Blasmusikgruppen begleitet wird. Schwerfällig wie Elefanten tuten die Tuben, herzerreissend schmettern die Trompeten, und dazwischen krachen die grossen Pauken: eine Trauermarschmusik, die einem eine Gänsehaut über den Rücken laufen lässt. Auf der CD «Tod Trauer Trapani» geben der Filmer Clemens Klopfenstein und der Musiker Ben Jeger einen Tonbericht dieser Karfreitagsprozession, der 63 Minuten währt.

→ Bezug: edition Grumbach, Thomas Pfister, Bantigerstrasse 32, 3006 Bern
E-Mail: edition.grumbach@bluewin.ch
(Preis der CD: Fr. 24.– plus Versandkosten)

Das Imperium der Schande

«Ziegler hat ein wütendes Buch geschrieben, unversöhnlich im Tonfall...»: So heisst es in einer Besprechung dieses bereits zum Bestseller gewordenen neuesten Werks des Genfers Jean Ziegler. Seine Gegner haben ihm schon öfters Hass gegen die Reichen vorgeworfen. Wer sein Buch vorurteilslos liest, spürt Seite für Seite: Seine Wut über die Zustände wird nicht von Hass, sondern von Mitgefühl gegenüber den Elenden dieser Welt genährt. Und wie steht es um seine These, wonach die heutigen «Kosmokraten» und ihre multinationalen Firmen nur die Profitmaximierung zum Ziel haben? Zur Zeit des Kalten Krieges hätten dem Autor noch viele vehement widersprochen. Heute aber sind auch in den bürgerlichen Medien einleuchtende Beispiele dafür zu finden. Trotzdem ist Zieglers Buch keineswegs überflüssig. Die geballte Ladung von Fakten und die beeindruckenden Schilderungen von Situationen äussersten Elends motivieren, für eine gerechtere Welt zu kämpfen.

Walter Ludin

→ Jean Ziegler: Das Imperium der Schande. Der Kampf gegen Armut und Unterdrückung; Bertelsmann Verlag, 2005. 316 Seiten, Fr.34.90

Westpost (II)

Ein «revolutionäres Preisbewusstsein» wird im März-«saemann» gefordert, eins, «das stutzig macht, wenn der Flug von Frankfurt nach Zürich weniger kostet als das Taxi vom Airport in die Stadt». Ich habe tatsächlich gestutzt, als ich bei meinem Bern-Besuch ein Taxi benutzte! Am ersten Tag wurde ich sowieso dauernd stutzig, ob am SBB-Schalter, im Café oder an der Migros-Kasse: Wahnsinn! Die Schweiz ist einfach unmässig wahnsinnig extrem teuer!

Also, sehr weit ist sie noch nicht gekommen, die «Aldisierung», und falls

Zuschriften

«saemann» 3/06: Dossier
«Liberté, Égalité, Portemonnaie»

Angriffig

Ich gratuliere zur neusten Ausgabe des «saemann». Ich habe mich über die angriffigen und zugleich humorvollen Texte sehr gefreut. *Magdalena Rausser, Bern*

Störend

Mutige Worte zur «Aldisierung»! Doch etwas stört mich: Sie werfen Aldi, Denner und Migros in einen Topf, obwohl Migros eine Genossenschaft ist und zudem keinen Alkohol und Zigaretten verkauft. Und uns Bernern hat die Migros das Paradies auf dem Gurten geschenkt.

Susanne Bonanomi, Zollikofen

«Das jüngste Gerücht»

Selbstgerecht

Das Bedenkliche an dieser süffigen «Pfaffengeschichte» ist, dass sie wahr sein könnte: der Pfarr-Herr, der den Leuten zuerst einmal beibringen will, was «gut reformierte Tradition» ist und dem darüber die Nöte und Anliegen der Menschen entgegen; der kein Quäntchen Anteilnahme für Menschen in Trauer aufbringen kann und der grossherzig verzeihend oder peinlich berührt oder vielleicht gar seines schlechten Gewissens wegen die Leute noch blossstellen und sie auf seinen ach so wichtigen Hochzeitstag hinweisen muss. Da kann ich nur sagen: typisch Pfaff!

Was ich darüber hinaus schon lange einmal sagen wollte: Bravo «saemann»! Du bist für mich ein wunderbares Gegenprogramm zu dieser «Pfaffenmentalität», ganz nah bei den Menschen: zuhörend, beobachtend, wahrnehmend, suchend, (selbst)kritisch und bei alledem wohlthuend warmherzig. *Marilene Hess, Teufen AR*

«Karikaturenstreit»

Begrüssenswert

Der «saemann» mahnt die historisch-kritische Betrachtungsweise der Heiligen Schrift als menschliches Machwerk an. Das begrüsse ich. Eine Schrift ist wohl dann heilig, wenn ihre ganze Unheiligkeit aufgedeckt werden darf, wenn sie das erlaubt. *Michael Vogt, Münchenbuchsee*

Unangebracht

Das Brennen und Morden aufgehetzter islamischer Horden hat mit verletzten religiösen Gefühlen nicht im Geringsten etwas zu tun. Reuebezeugungen von Seiten der christlichen Welt sind darum unangebracht. Uns Christinnen und Christen würde es weit besser anstehen – und es würde wohl eher zur Versöhnung beitragen –, wenn wir unsere eigene Religion auch ein wenig mit satirischem Blick betrachten würden. Wir könnten etwa unsern Herrn Jesus darstellen, wie er mit hämischem Lächeln die Scheiterhaufen aufrichtet, auf denen Millionen harmloser, unschuldiger Menschen den schrecklichen Feuertod erleiden mussten.

Viktor Schnyder, Jegenstorf

«Haus der Religionen»

Gegensätzlich

Den 330 000 Muslimen in der Schweiz geht es gut – ganz im Gegensatz zu den Christinnen und Christen in den meisten muslimischen Ländern. Sie werden vielerorts verfolgt und getötet, weil sie als Ungläubige gelten.

Wie lange es wohl noch geht, bis in einer muslimischen Hauptstadt – nach dem Vorbild Berns – ein Haus der Religionen gegründet wird?

Paul Zürcher, Herzogenbuchsee

«EinSpruch: Lehrstelle gesucht»

Erfolgreich

Heute kam Tania S. zu uns zum Schnuppertag. Tania hatte im «EinSpruch!» der «saemann»-Märzausgabe von ihrer bislang erfolglosen Lehrstellensuche erzählt. Tania hat uns gut gefallen. Sie wird ab August 2006 bei uns eine Praktikumsstelle antreten. Wir hoffen, dass sie während dieser Zeit ihr Deutsch noch perfektionieren kann, damit sie nachher eine Berufsausbildung als Pflegeassistentin oder Fachangestellte Gesundheit in Angriff nehmen kann.

Auf Tanias Beitrag im «saemann» aufmerksam gemacht hatte uns übrigens ihr Lehrer – ich bin beeindruckt, wie sich die Lehrerschaft der BFF für junge AusländerInnen einsetzt. . .

*Katrin Gerber, Pflegedienstleiterin
Krankenheim Elfenau*

Billigkleider werden unter höllischen Arbeitsbedingungen gefertigt, aber wenn wir sie nicht kauften, führte das kaum zu paradisischeren Arbeitslosenbedingungen. Deutlich wird nur, dass die Parole für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung angesichts der Komplexität leider ziemlich... billig klingt.

Mats Staub

Der Berner Dramaturg Mats Staub liest den «saemann» in St. Petersburg – und kommentiert in der Rubrik «Westpost» während einem halben Jahr, was ihm von ferne näher geht und was befremdlich wirkt

Das jüngste Gerücht

«So geht das nicht!»

Bereits während des Orgeleingangsspiels sah Annemarie Haueter ihren Mann von der Seite her an. Die Organistin spielte meisterhaft, leichtfüssig und doch eloquent. Ein bisschen lang vielleicht, zugegeben. Sieben Minuten. Bruno Haueter lächelte seine Frau unbefangen an.

Als Zwischenspiel erfreute die Organistin die Gemeinde mit einer viersätzigen «Grotteske» eines unbekannteren deutschen Komponisten aus dem 18. Jahrhundert. Der Pfarrer kannte das Werk offensichtlich nicht. Er stand nämlich in jeder der drei kurzen Pausen auf und wollte weiterfahren – um sich sofort wieder hinzusetzen, wenn die Organistin ihr Spiel wieder neu ansetzte. Das sah, ehrlich gesagt, ziemlich dumm aus. Haueter bedauerte seinen Kollegen aufrichtig. Das hätte ihm auch passieren können, dauerte doch das Zwischenspiel satte neun Minuten. Er spürte den bohrenden Blick von Annemarie.

Bruno Haueter war neun Jahre lang Pfarrer in einer Landgemeinde gewesen. Dann, für viele überraschend, hatte er angekündigt, er suche «eine neue Herausforderung». Das war eine Ausrede. Der wahre Grund war die Organistin: Sie hatte ihm das Leben zur Hölle gemacht. Die Zahl der Zankereien mit ihr waren Legion. Dass sie die Frau des Kirchgemeindepäsidenten war, hatte die Sache nicht gerade erleichtert. Als die Organistin sich schliesslich weigerte, ein modernes Lied zu begleiten, hatte Haueter die Schnauze voll.

Hier, in Kleindottingen, hatte er bei den Bewerbungsgesprächen einen guten Eindruck gehabt. Man hatte sich schnell verstanden, und die Arbeit mit der Organistin wurde ihm als unproblematisch geschildert. Der Kirchgemeinderat hatte ihn zu Händen der Kirchgemeindeversammlung einstimmig für die Wahl nominiert. Haueter war sehr zufrieden.

Und nun sass er also mit seiner Frau Annemarie im Weihnachtsgottesdienst, der von seinem Vorgänger geleitet wurde. «Etwas die Gemeinde spüren» wollte er, hatte er gesagt. Mit voller Kehle sang er mit beim Weihnachtslied «Kommet, ihr Hirten». Doch plötzlich unterbrach die Organistin ihre Begleitung und rief von der Empore herunter: «So geht das nicht. Sie können nicht einfach singen, wie sie wollen! Sie müssen auf die Orgel hören! Ich fange nochmal an.» In der Kirche herrschte ratlose Stille. Der Pfarrer vorne schaute verdattert drein und nickte nur zögernd. Dann erklang wieder die Orgel.

Annemarie lehnte sich zu Bruno Haueter hinüber. «Hast du die Bestätigung, dass du die Nomination annimmst, schon abgeschickt?» – «Nein», sagte Haueter, «ich wollte es in den nächsten Tagen erledigen.» Annemarie seufzte erleichtert. «Gut», flüsterte sie leise, «sehr gut.»

Haueter lebt heute in Duala, Kamerun, und unterrichtet an einer Bibelschule. Er soll sehr glücklich sein. Seine Frau auch. In der Kirche dort steht, wie man hört, keine Orgel. *Huldrych Barth-Ab*

In der satirischen Rubrik «Das jüngste Gerücht» offenbart ein Berner Pfarrer, wies hinter Kanzeln, neben Pfarrhäusern und nach Kirchgemeinderatssitzungen gelegentlich so zu und her geht

Studie

Je religiöser, desto menschenfeindlicher?

Religiöse Menschen sind intoleranter, antisemitischer, fremden- und menschenfeindlicher als nichtreligiöse: Diesen frappanten Befund liefert ein nationales Forschungsprojekt. Was heisst das für die Landeskirchen?

3000 Interviews sind geführt, je 90 Fragen gestellt worden: Im Rahmen eines Projekts des Schweizer Nationalfonds haben Soziologinnen und Soziologen der Uni Genf von den Menschen in der Schweiz wissen wollen, wie tolerant sie gegenüber Andersgläubigen, Andersdenkenden, Andersfarbigen sind. Das Resultat der Umfrage stellt gerade auch den Christinnen und Christen kein gutes Zeugnis aus.

Besonders alarmierend ist dabei der untergründige Antisemitismus: 26 Prozent aller KatholikInnen und 24 Prozent aller Reformierten geben den Juden selber die Schuld am Holocaust. Auch ein anderes antisemitisches Vorurteil schwirrt immer noch in vielen Köpfen herum: Juden – in der Schweiz gerade mal 0,25 Prozent der Bevölkerung – besässen in Wirtschaft und Politik zu viel Macht.

Projektleiter Sandro Cattacin, Direktor des soziologischen Instituts der Universität Genf, vermutet einen inneren Zusammenhang zwischen Religion und der Einstellung gegenüber Minderheiten. Denn nicht nur gegenüber Juden, sondern auch gegenüber Muslimen oder Homosexuellen sind die Negativeinstellungen bei religiösen Menschen wesentlich ausgeprägter als bei Menschen ohne Konfessionszugehörigkeit. «Die Nichtreligiösen können so in einer pluralistischen Religionslandschaft eher Brücken zu den verschiedenen Minderheiten schlagen.»

Cattacins Optimismus ist allerdings relativ: Denn auch unter den Nichtreligiösen finden sich 18 Prozent, die den Völkermord an den Juden den Opfern selbst in die Schuhe schieben. Vor allem relativiert sich der in der Umfrage ausgemachte Unterschied, wenn man die Gruppe der Nichtreligiösen – mittlerweile elf Prozent der Bevölkerung – genau analysiert. Immerhin finden sich unter ihnen mehrheitlich Menschen mit besseren Bildungsabschlüssen.

«Dialogmüde Kirchen»

Hanspeter Ernst, katholischer Theologe und Koleiter des interreligiösen Lehrhauses in Zürich, kommt angesichts dieser Resultate ins Grübeln und warnt davor, die Fakten schönzureden. «Die Ergebnisse sind eine Gewissensprüfung. Die Volkskirchen stehen in der Pflicht und müssen sich

jetzt fragen lassen: Leisten sie wirklich genug, um dem Antisemitismus entschieden entgegenzutreten?» Ernst stellt in jüngster Zeit eine gewisse «Dialogmüdigkeit» der grossen Volkskirchen gegenüber dem Judentum fest. – Bei der Präsentation der Studie an der ETH Zürich hatte Cattacin unter anderem darauf aufmerksam gemacht, dass die Diskussion um Raubgold und nachrichtenlose Vermögen in den Neunzigern die Atmosphäre in der Schweiz wieder antisemitisch aufgeladen habe.

Die tagespolitische Aktualität fällt noch stärker ins Gewicht, wenn Schweizer Muslime nach ihrer Haltung gegenüber den Juden befragt werden. Unter dem Eindruck des Israel-Konflikts bejaht eine grosse Mehrheit von ihnen die Aussage, die Juden hätten in der Schweiz zu viel Macht. Auch favorisieren 55 Prozent der Muslime (Reformierte und Katholische: je 43%; Nichtreligiöse: 29%) eine traditionelle Frauenrolle («zurück zum Herd») und zeigen sich gegenüber Homosexuellen besonders ablehnend. «Der Modernitätsrückstand ist für viele muslimische Einwanderer enorm. Die Muslime sind deshalb in kulturellen Belangen konservativer», sagt Cattacin dazu.

Interreligiöses Netzwerk

Die Studie hält aber auch eine positive Botschaft bereit: In der kleinen Schweiz

sind die Netzwerke so eng geknüpft, dass Muslime wesentlich bessere Chancen haben, sich zu integrieren, als in Frankreich und Deutschland. Denn 55 Prozent aller

Nicht nur gegenüber Juden, sondern auch gegenüber Muslimen oder Homosexuellen sind die Negativeinstellungen bei religiösen Menschen wesentlich ausgeprägter als bei Menschen ohne Konfessionszugehörigkeit.

Befragten – auch der Muslime – geben an, freundschaftliche Kontakte zu Menschen einer anderen Religionszugehörigkeit zu pflegen. «Im Moment sind die Türen der islamischen Gemeinschaft in der Schweiz offen», bilanziert Cattacin: «Es hängt nun auch von der Schweizer Gesellschaft ab: Je mehr die Muslime vor verschlossenen Türen stehen, desto mehr verstärkt sich die Neigung, getrennte Wege zu gehen.» *Delf Bucher*

Swissmetal in Reconvilier

«Die ganze Region ist tief verletzt»

Im Arbeitskonflikt um die Swissmetal in Reconvilier haben sich Kirchenleute dezidiert auf die Seite der Streikenden gestellt. Dafür gab es Lob, aber auch Kritik. Vier Fragen an den reformierten Dorfpfarrer Marc Balz.

Ein Gottesdienst in der Fabrikhalle, Kirchenleute, die in schier allen Schweizer Medien zitiert werden – das ist ungewohnt und umstritten. Warum haben Sie so einseitig für die Arbeitnehmer Stellung bezogen?

Die Werte der Streikenden sind auch die Werte der Kirche. Es geht um Arbeitsplätze, sicher – aber es geht noch um mehr: Es geht um die Würde der Menschen, um ihren Glauben, ihr Vertrauen in die Zukunft. Die Boillat-Arbeiter und ihre Angehörigen sind Mitglieder meiner Kirchgemeinde. Als ihre Anfrage für den Gottesdienst in der Fabrikhalle kam, stellten wir nur eine Bedingung: Der Gottesdienst musste ökumenisch sein.

Kirchliches Engagement könnte ja auch heissen, sich für den Arbeitsfrieden einzusetzen und also zwischen den Parteien zu vermitteln?

Die Kirche hat auch die Mediationsbemühungen von Rolf Bloch unterstützt. Aber



«Die Werte der Streikenden sind auch die Werte der Kirche»: Marc Balz, reformierter Pfarrer, Reconvilier

in erster Linie geht es um die Arbeiter, die leiden. Was da passiert ist, hat ihren Glauben erschüttert und ihr Leben für immer verändert. Viele sind heute krankgeschrieben. Es gibt bei allen ein grosses Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen, sich zu treffen. Das hat die Kirche unterstützt.

Und zu den Kritiken: Ich nehme sie zur Kenntnis, aber ich ändere meine Mei-

nung deshalb nicht. Gerade aus der Westschweiz haben wir für unsere klare Stellungnahme hauptsächlich positive Reaktionen bekommen: «Endlich nimmt die Kirche Stellung!», war hier die vorherrschende Meinung.

Hat der Streik das Leben in der Gemeinde verändert?

Wenn man mit den Leuten im Dorf spricht, dann hat man das Gefühl: ja! Die ganze Region ist tief verletzt und hat Angst vor der Zukunft. In dieser Situation ist man dankbar für unser Engagement.

Wir führen dieses Gespräch am 20. März. In den nächsten Tagen wird entschieden, wie es mit dem Werk in Reconvilier weitergeht...

Wie auch immer die Verhandlungen ausgehen: Uns ist klar, dass der Konflikt unsere Region noch lange beschäftigen wird. Die Kirche wird sich weiterhin für die Belegschaft engagieren – aber nicht im Alleingang, sondern in Zusammenarbeit mit den Ärzten und Sozialarbeiterinnen der Region. So können wir am meisten helfen.

Interview: Rita Jost

In dieser Ausgabe befindet sich in einem Teil der Auflage ein Einzahlungsschein Ihrer Kirchgemeinde: Sie bittet um einen freiwilligen Beitrag an die Kosten für die Verteilung des «saemann» – auf dass sie Ihnen weiterhin bedenkenswerten Lesestoff zukommen lassen kann!

God happens

Auferstehung des Leibes

Nun könnte einer fragen: Wie werden die Toten auferweckt, was für einen Leib werden sie haben?» (1. Kor. 15, 35). So bringt Paulus die Fragestellung bereits im Jahr 55 n. Chr. auf den Punkt. In der Tat, wie soll das geschehen: Auferstehung des Leibes? – Paulus nimmt den österlichen Christus zum Ausgangspunkt. Er spricht von über 500 verlässlichen Zeugen, denen der Auferstandene leibhaftig begegnet sei. Auch sich selbst reiht er mit seiner sehr überirdischen Erfahrung in die Liste ein: Ihn warf ein gleissendes Licht zu Boden (Apg. 9, 3 ff.).

Die Totenerweckung war nichts beispiellos Neues. Die jüdische Apokalyptik verwendete das Bild schon 200 Jahre vorher. «Von denen, die im Land des Staubes schlafen, werden viele erwachen», heisst es im Danielbuch. Die Apokalyptik war eine geistige Strömung im nachexilischen Judentum, die sich auf Grund der leidvollen politischen Zustände stark mit dem Ende der Welt auseinandersetzte. Als Gegenentwurf zum erfahrenen Unrecht entwickelte sie die kosmische Vision einer «neuen Welt Gottes». Die Unterdrückten wehrten sich mit Hoffnungsbildern.

Diese Denkweise prägte auch die Evangelien. Jesus war zu Unrecht ermordet worden, doch er kam lebendig wieder aus dem Grab hervor. Das bedeutete aus apokalyptischer Sicht: Er ist der Retter. Gott löst mit ihm das Versprechen ein. Dem «Erstgeborenen der Toten» würden alle anderen folgen, seine leibhaftige Auferstehung ist der Anbruch der erwarteten Zeitenwende. Das griechische Wort für auferstehen heisst auch: aufwachen, aufstehen, aufständisch handeln! Genau betrachtet, verband die apokalyptische Strömung das Politische mit dem Spirituellen: Sie bejahte erfinderisch und dynamisch das Leben gegen alles Unrecht.

Aber wie ist es nun mit dem Leib, der tot war und wieder lebendig wird? Hier stossen wir an die Grenzen der Vorstellungskraft. Paulus zieht zum Vergleich Bilder aus der Natur bei: Wer stirbt, wird wie das Samenkorn in die Erde gelegt. Daraus wächst neues Leben; aus verweslich wird unverweslich, aus armselig unvergänglich. Verwandlung geschieht wie durch einen Geburtsakt der Erde. Sie bewahrt die Toten in ihrem Schoss, bis Gott sie auffordert, ihnen neu das Leben zu schenken.

Fazit: Die christliche Hoffnung der Auferstehung des Leibes zielt auf die Verleiblichung des Glaubens, nicht auf seine Vergeistigung. Sie ist keine Weltflucht. Der Körper ist wichtig – später einmal in seiner verwandelten Gestalt, aber auch schon jetzt und hier. Es geht um den Aufstand gegen die Not aller Beschädigten, Geschundenen, unterdrückten Menschenkörper. Leibhaftige Auferstehung drängt ins Leben vor dem Tod. *Marianne Vogel Kopp*

Pfarrhäuser: Die neue Verkaufsrunde

Faires Angebot oder Klotz am Bein?

Mit einer günstigeren Offerte versucht der Kanton weiterhin, den Kirchgemeinden die Pfarrhäuser zu verkaufen. Mit mässigem Erfolg: Die Skepsis ist gross.

Im letzten Herbst hat der Kanton Bern einen neuen Anlauf genommen, die 104 Pfarrhäuser, die er noch besitzt, an die Kirchgemeinden zu verkaufen. Den aktuellen Stand fasst Doris Haldner, Leiterin Portfoliomanagement des kantonalen Amtes für Grundstücke und Gebäude, wie folgt zusammen: «26 Kirchgemeinden haben auf die neue Offerte noch nicht geantwortet; 45 prüfen das Angebot zurzeit; zehn Pfarrhäuser sind verkauft, und zwar in den Gemeinden Biel, Boltigen, Corgémont, Gsteig bei Gstaad, Kappelen, Kirchlindach, Lauperswil, Münsingen, Oberbalm und Wattenwil. Die restlichen Kirchgemeinden haben definitiv abgesagt.»

Das neue Angebot

Die Initiative zum Verkauf der Pfarrhäuser geht zurück auf eine Motion der SVP-Grossräte Hans Bichsel und Rudolf Bieri, die in der Sommersession 2003 überwiesen worden war – trotz den schon damals geäusserten Bedenken von Finanzdirektor Urs Gasche: «Wir würden diese Häuser noch so gerne loswerden. Die Bereitschaft, sie zu übernehmen, ist jedoch nicht übertrieben gross.» Gasche sollte Recht behalten – umso mehr, als der Kanton sie vorerst zum Verkehrswert anbot: zu einem Preis also, der die häufig sanierungsbedürftigen, denkmalgeschützten und mit der Wohnpflicht der PfarrerInnen («Residenzpflicht») belasteten Liegenschaften meistens von vornherein zum untragbaren Risiko werden liess.

Im Oktober 2005 unterbreitete der Kanton deshalb den Kirchgemeinden ein neues Abgebot, in dem der Verkaufspreis neu auf Grund des Ertragswerts der Pfarrhäuser errechnet worden war. Unterschieden wird jetzt zudem der Ertragswert 1 vom Ertragswert 2 – je nachdem, ob das Pfarrhaus als Dienstwohnung genutzt wird oder nicht. Eine Nachschusspflicht an den Kanton soll dann gelten, wenn die Residenzpflicht nach dem Kauf aufgehoben wird; wird die Liegenschaft innert 25 Jahren weiterverkauft, soll der Kanton am Gewinn zur Hälfte beteiligt sein.

Für Hansruedi Spichiger, den kantonalen Beauftragten für kirchliche Angelegenheiten, ist das «ein faires Angebot»: «Wenn man die Dienstwohnungsmiete des Pfarrers berücksichtigt und den Betrag, den die Kirchgemeinde bisher für die Miete der Diensträume im Pfarrhaus dem Kanton entrichten musste, kommt sie



Bild: Martin Guggeberg

Dem Kanton das Pfarrhaus abkaufen? Die Kirchgemeinden bleiben skeptisch – auch jene von Meikirch

nach dem Kauf sofort auf eine Bruttorendite von acht bis neun Prozent.» Deswegen, sagt er, «sollte das Risiko des Kaufs nicht überschätzt werden.»

Die Skepsis bleibt

Zu den Kirchgemeinden, die auch auf das neue, attraktivere Kaufangebot nicht eingetreten sind, gehört Meikirch. Hier bildet das Pfarrhaus (das als Dienstwohnung genutzt wird) zusammen mit der Kirche, dem Kirchgemeindehaus, einem Bauernhaus und einem Nebengebäude eine historisch gewachsene Einheit. Präsident dieser Kirchgemeinde ist Willy Oppliger – von Beruf Leiter der Fachstelle Finanzen der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

Man habe im Kirchgemeinderat ausführlich diskutiert, was der Besitz des Pfarrhauses bringen würde, erzählt er. Die Antwort sei klar: «Weil die Residenzpflicht besteht, ändert sich in der Nutzungsmöglichkeit des Gebäudes nichts.» Auch ein Kauf im Blick auf die Sicherung der baulichen Einheit mache keinen Sinn: weil nämlich der Kanton zur Umsetzung des Denkmalschutzes mehr Mittel habe als die Kirchgemeinde. Die unvermeidliche finanzielle Mehrbelastung habe eindeutig gegen Kaufverhandlungen gesprochen.

Für diese Mehrbelastung bietet die Landkirchgemeinde Meikirch mit 1850 Mitgliedern und Gesamteinnahmen von

425 000 Franken im Jahr wohl ein typisches Beispiel: Im aktuellen Budget sind gut 27 Prozent des Ertrags an den Liegenschaftsaufwand gebunden (Zinsen, Abschreibungen und Unterhalt vorab für Kirche und Kirchgemeindehaus). «Kaufte wir das Pfarrhaus», sagt Oppliger, «würde sich dieser Anteil auf knapp vierzig Prozent erhöhen.» Bei den anderen Posten müssten nach einem Kauf demnach gut zwölf Budgetprozente eingespart werden. Sparmöglichkeiten bestünden aber, so Oppliger, nur bei den kirchlichen Aufgaben und beim Verwaltungsaufwand, also bei Jugendarbeit, kirchlichem Unterricht, Sonntagsschule, Altersarbeit, Veranstaltungen, beim Organisten oder beim Sekretariat. Ein Abbau dieser kirchlichen Aufgaben zu Gunsten der Liegenschaften komme für Meikirch nicht in Frage.

Das Kaufangebot als Dilemma

Dass sich gerade die kleineren Kirchgemeinden auch mit dem neuen Kaufangebot schwer tun, hat also den Grund in der Alternative, sich entweder weiterhin auf die bisherigen, als nötig erachteten Aufgaben zu konzentrieren oder vermehrt zur Verwaltung des gewachsenen Liegenschaftsbesitzes überzugehen. In Meikirch hat man sich entschieden.

Auf die (hypothetische) Frage, ob die Kirchgemeinde das Pfarrhaus übernehme, wenn es ihr vom Kanton geschenkt würde, sagt Oppliger nach einigem Nachdenken: «Wenn es nach mir ginge: nein. Das Pfarrhaus würde auch so zur finanziellen Belastung.» *Fredi Lerch*

Kurznews

Herbert-Haag-Stiftung Freiheitspreis für Röschenz

Die katholische Kirchgemeinde Röschenz ist von der Herbert-Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche ausgezeichnet worden. Die Baselbieter Kirchgemeinde unternehme alles, um im Konflikt mit dem Bistum rund um Pfarradministrator Franz Sabo «die Grundrechte der öffentlichen Ordnung zu gewährleisten», heisst es in der Laudatio. Zudem zeichnete die Stiftung vier Medienschaffende für ihre kritische Berichterstattung zu Kirchenthemen aus: Michael Meier («Tages-Anzeiger»), Hansjörg Schultz (Radio DRS), Matthias Drobinski («Süddeutsche Zeitung») und die Buchautorin Dolores Bauer. *pd/sae*

Freiburg Kirchensteuer für alle

Im Kanton Freiburg bleiben die Unternehmungen wie bisher kirchensteuerpflichtig. Der Grosse Rat lehnte eine Motion mit 82 zu 33 Stimmen ab, welche den Firmen ermöglichen wollte, sich von dieser Steuer befreien zu lassen. Die Motionäre hatten argumentiert, es gehe um Gleichheit zwischen natürlichen und juristischen Personen: Einzelpersonen könnten aus der Kirche austreten, Betriebe nicht. Im Rat wurde die wichtige soziale Funktion der katholischen und reformierten Kirche unterstrichen. Es liege im Interesse aller, dass Institutionen, die für Solidarität und den Respekt vor dem Mitmenschen einstünden, nicht geschwächt würden. *kipa/sae*

Universität Zürich Wirtschaft & Religion

An der Universität Zürich ist in Zusammenarbeit mit der Universität Luzern ein Zentrum gegründet worden, das die Bedeutung der «Religion als Faktor in Wirtschaft und Politik» erforschen soll. «Die Religion als Kraft der Gesellschaft wird immer wichtiger», erklärte Zentrumsleiter Reiner Anselm: «Es braucht eine vertiefte, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit religiösen Phänomenen.» *pd*

Swissegliose Feuerprobe bestanden

Von Kirchenglocken über Ikonenbilder bis zur Internetseelsorge: Gegen hundert Aussteller präsentierten Mitte März an der Swissegliose, der ersten Schweizer Kirchenmesse im thurgauischen Weinfelden, eine breite Palette kirchlicher Produkte und Dienstleistungen. Rund 7000 Personen besuchten den von den Messen Weinfelden gemeinsam mit der Evangelischen und der Katholischen Landeskirche des Kantons Thurgau organisierten Anlass. Die Veranstalter zeigten sich erfreut über den Publikumsaufmarsch und kündigten bereits eine zweite Auflage an. *pd/sae*

Zum Tod von Hilde Domin

Aber die Hoffnung...

«Ich setzte den Fuss in die Luft,
und sie trug.»

Es ist fast zwanzig Jahre her, dass ich diese Worte zum ersten Mal las. Seither hat mich Hilde Domin nicht mehr losgelassen. Nun ist Hilde Domin – fast 97-jährig – in Heidelberg gestorben. Das Verlieren, das Leben in der luftigen Zerbrechlichkeit, und doch einen Halt finden: Das sind Grundthemen im Werk der grossen Lyrikerin.

1932 musste die 23-jährige jüdische Studentin – damals noch Hilde Löwenstein – ihre Heimatstadt Köln verlassen. Sie emigrierte mit ihrem späteren Mann, dem Archäologen und Philologen Erwin Walter Palm, zuerst nach Florenz, wo sie in Philosophie und Politikwissenschaft promovierte. Als auch Italien zu unsicher wurde, begann ein Leben auf der Flucht, das sie um den halben Erdball und schliesslich in die Dominikanische Republik führte. Hier veröffentlichte sie 1951 als über 50-Jährige (sie nennt es ihre «zweite Geburt») ihren ersten Gedichtband unter dem Pseudonym Hilde Domin: eine Hommage an ihre Exilheimat Santo Domingo.

Während ihres mehr als 22-jährigen Lebens ausserhalb von Deutschland (1961 kehrt sie nach Heidelberg zurück, wo sie bis zu ihrem Tod lebte) war ihr die deutsche Sprache eine Heimat, die ihr zu überleben half. Nie gab sie auch als Vertriebene den «Wohnsitz im deutschen Wort» auf.

Ein «Sonderfall»

Was fasziniert mich und auch viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen (das zeigte etwa der enorme Publikumsandrang bei ihrer Lesung vor einem Jahr in Bern) an dieser jüdischen Dichterin? Wenn ich Domin's Texte lese, durchlebe ich urmenschliche Grenzerfahrungen, hautnah erlebe ich vor allem zwei Grunderfahrungen menschlichen Lebens: die existenzielle Erfahrung des Vertriebenwerdens, von Heimatlosigkeit, das Durchleiden von tiefstem Schmerz und Verlassenheit – und aber immer wieder von Neuem auch das Aufblitzen von Hoffnung, von Furchtlosigkeit, eines kräftigen, ja trotzigem Dennoch. Nicht Verbitterung hinterlässt das Leben bei ihr, sondern die Urkraft des Hoffens, die sie all die Jahre hindurch getragen hat. «Aber die Hoffnung» heisst es in einem ihrer Gedichte...

Hilde Domin sagte von sich stets, sie sei ein «Sonderfall». Wenn es heute alle mit Kafka halten, der sagt, die Taube sei heimgekehrt und habe nichts Grünes gefunden, dann lässt Hilde Domin ihre Tauben – wenn sie sehen, «wie leer und abgefressen und hohl» alles ist – immer weiter und höher fliegen, bis sie «irgendwo doch noch ein Blau oder Grün erwischen».

Es gibt Worte und Bilder von Hilde Domin, die bereits Teil der Literatur und des Zitatenschatzes geworden sind, gewissermassen programmatische Botschaften:



Bild: Jürgen Bauer

Ihre Texte atmen Vertrauen und wollen, «dass ich mich anlehne»: Hilde Domin, Lyrikerin (1909–2006)

«Nur eine Rose als Stütze» – «Man muss weggehen können und doch sein wie ein Baum» – «Nicht müde werden, sondern dem Wunder leise wie einem Vogel die Hand hinhalten» – «In mir ist immer Abschied, in mir ist immer Glaube».

Wenn ich an die kleine, zerbrechliche Gestalt von Hilde Domin denke, hat sie dieses Nebeneinander von Fragilität und Vergänglichkeit einerseits, von Stärke und Beharrlichkeit andererseits selbst verkörpert: So weigerte sie sich bei ihrem Auftritt

in Bern vehement, eine Sprecherin oder eine Musikerin in ihr Programm zu integrieren; nur ihre Worte sollten den Raum füllen und die Atmosphäre bestimmen.

... dass ich mich anlehne

«Es ist eine Freude», sagte Hilde Domin einmal, «dass die Gedichte so viel jünger bleiben als man selbst. Und dass Generation nach Generation sich in ihnen wieder erkennt.» Was Hilde Domin vom Baum sagt («...er atmet Vertrauen und will, dass ich mich anlehne...»), das möchte ich auch von ihren Texten sagen: Sie atmen Vertrauen und wollen, dass ich mich anlehne... In diesem Sinn lebt Hilde Domin weiter. *Christine Nöthiger-Strabm*

Kurznachrichten

Asylgesetz
Hirtenbrief

Die Interkonfessionelle Konferenz (IKK) der Berner reformierten, römisch-katholischen und christlichen Landeskirchen und der jüdischen Gemeinden kritisiert in einem Brief an die Gemeinden das verschärfte Asylgesetz. Zwar gebe es Fälle von Asylmissbrauch, die bekämpft werden müssten. Aber das neue Gesetz führe dazu, dass Menschen in Not allein gelassen würden. Die IKK beteiligt sich nicht aktiv am Referendum gegen das revidierte Gesetz, ruft aber dazu auf, die Haltung der Hilfswerke zu unterstützen. *pd/sae*

Kirchenrödel
Privates Sponsoring

Unerwarteter Beitrag zum Schutz der Kirchenbücher: Der pensionierte Lehrer und Geschichtsforscher Adrian Kurzen aus Hünibach schenkt dem Staatsarchiv des Kantons Bern 100 000 Franken für die sachgerechte Restaurierung der Tauf-, Ehe- und Totenrödel. Diese wurden seit der Reformation bis zur Einführung des modernen Zivilstandsregisters 1875 im Auftrag des Staates von den Pfarrern geführt. Das grosszügige Geschenk gebe dem Staatsarchiv die Möglichkeit, die aus Kostengründen für später geplante Restaurierung des historischen «Gesamtverzeichnisses aller Bernerinnen und Berner» vorzuziehen, erklärte Staatsarchivar Peter Martig. *aid/sae*

Adventistische Barfussmedizin in Afghanistan

Ohne Dorfsamariter geht gar nichts

In Afghanistan ist die Kindersterblichkeitsrate sehr hoch: Bis zum Sturz der Taliban war das Gesundheitswesen praktisch auf die Städte beschränkt. Wie baut man eine Basismedizin im afghanischen Hochland auf? Der Mediziner Peter Jaggi und seine Frau Verena Jaggi über die Arbeit des adventistischen Hilfswerks Adra in den Tälern hinter dem Hindukusch.

Was braucht es, um für 250 000 Menschen im zentralafghanischen Hochland ein bescheidenes Gesundheitswesen aufzubauen? Zum Beispiel im Süden der Provinz Bamyán (deren Name nach der Sprengung der Buddhasstatuen um die Welt ging), wo jede dreizehnte Mutter und jedes vierte Kind bei der Geburt stirbt – und jedes vierte lebend geborene das fünfte Lebensjahr nicht erreicht, weil es einer Durchfallkrankheit zum Opfer fällt. Was braucht es in dieser von der Welt verlassenen Gegend, wo die Menschen auf 2500 Metern über Meer Getreideanbau und Schafzucht betreiben und im Winter schier im Schnee versinken, wo die Strassen häufig durchs Flussbett führen und die Bewohner allem Fremden misstrauen?

«Medizin und Medikamente allein genügen da nicht», sagt der aus Zürich stammende Internist und Kardiologe Peter Jaggi, Landeskoordinator von Adra Afghanistan, dem Hilfswerk der Siebententags-Adventisten*. «Nötig ist vor allem

das Vertrauen der Einheimischen», so Peter Jaggi. Vertrauen etwa, dass eine Tetanusimpfung vor Krankheit schützt – und nicht, wie etliche Eltern argwöhnten, eine Schwangerschaft auslösen kann.

Peter Jaggi (65) und seine Frau Verena Jaggi (63), Englischlehrerin und medizinische Laborantin, haben zwischen 2002 und 2006 von Kabul aus diverse Adra-Entwicklungsprojekte koordiniert – neben dem Gesundheitsprojekt in Bamyán auch Bildungsprogramme für analphabetische Frauen und ehemalige Kindersoldaten. Jetzt, nach ihrer Pensionierung, sind sie in die Schweiz zurückgekehrt.

Dorfmedizin

«Es braucht viel, um die Menschen im Hochland zu überzeugen, dass Impfprogramme, Schwangerschaftsuntersuchungen und Hygienevorkehrungen im Interesse aller sind», sagen Jaggis unisono. Und niemand mache diese Überzeugungsarbeit besser als Leute aus der Dorf-



Bild: Martin Guggisberg

Zurück aus Afghanistan, wo das Gesundheitswesen an der Basis verankert werden muss: Dr. Peter und Verena Jaggi

gemeinschaft, die zu Samaritern ausgebildet werden. Das kann die traditionelle Hebamme sein, eine angesehene Frau, die bei den dort üblichen Hausgeburten assistiert: Sie erfährt in einer Weiterbildung, dass ein sauberes Instrument für den Nabelschnurschnitt ein Beitrag gegen die Kindersterblichkeit ist.

Je ein Mann und eine Frau werden pro Dorfgemeinschaft als SamariterIn geschult. «Zwingend müssen es Bruder und

Schwester, Ehemann und Ehefrau oder Vater und Tochter sein. Alles andere gälte als unmoralisch», erklärt Verena Jaggi. Das Dorfsamariterpaar soll Komplikationen bei einer Schwangerschaft oder eine schwere Kinderkrankheit möglichst früh erkennen – und gegebenenfalls einen Ehemann oder Vater überzeugen, seine Frau oder sein Kind zur Untersuchung in eines der elf Gesundheitszentren zu begleiten. «Mindestens zwei Stunden Gebirgsfussmarsch sind das, die schwangere Frau oder das kranke Kind auf dem Eselsrücken», sagt Peter Jaggi. Dort entscheiden eine Hebamme und ein Krankenpfleger darüber, ob sie die Patienten behandeln

können oder an eines der beiden Distriktspitäler weiterreichen und über Satellitentelefon eine Ambulanz ordern müssen.

Missionsverbot

Ein halbes Arbeitsleben hat das Ehepaar Jaggi medizinische Aufbauhilfe geleistet, vor Afghanistan drei Jahre in Nepal und zwölf Jahre in Malawi in Missionsspitälern. Doch das adventistische Hilfswerk Adra verzichtet bewusst auf Missionierung – zumal in Afghanistan, «wo sie ein absolutes Tabu ist», so Peter Jaggi: «Daran haben wir uns strikt gehalten, um nicht das Projekt, einheimische Mitarbeiter oder uns selbst zu gefährden.»

In der Tat: Gegenwärtig steht ein 41-jähriger Mann in Kabul vor Gericht, weil er zum christlichen Glauben übergetreten ist. Ihm droht die Todesstrafe. Kommt dazu, dass die wieder erstarkenden Taliban auch Lynchjustiz an angeblichen Christensympathisanten üben. *Samuel Geiser*

Info: www.adra.ch

*Die Siebententags-Adventisten sind eine protestantische, von einem starken Endzeitbewusstsein geprägte Freikirche, die den Samstag heiligt, die Erwachsenentaufe praktiziert, auf Alkohol und Schweinefleisch verzichtet und sich im humanitären Bereich weltweit stark engagiert

RADIOTIPPS

Vergelts Gott!

Sonntags singen sie im Chor. Werktags besuchen sie Betagte und Kranke. Samstags aktivieren sie Teenies und Kids. Und abends managen sie die Finanz- und Baugeschäfte der Kirchgemeinde: Was wäre die Kirche ohne ihre Freiwilligen? Eine Sendung über die grosse Vergangenheit kirchlicher Freiwilligenarbeit – und ihre unsichere Zukunft.

- 2. April, 8.30, Radio DRS 2

Das letzte «Tschüss»

Der Philosoph Wilhelm Schmid hat die krebserkrankte Patientin Kathrin G. bis zu ihrem Tod begleitet. Er hat mit ihr unzählige Gespräche geführt – und entdeckt, wie ihn ihr Sterben verändert hat. In Erinnerung sind ihm besonders das letzte Gespräch und das bewusst ausgesprochene letzte «Tschüss».

- 14. April, 8.30, Radio DRS 2

Wenn ich Himmel wär

Die neuste Produktion der Poetryperformerin Eveline Blum handelt von der Hingabe an den Himmel, den wir in uns tragen, von der Befreiung, die möglich ist, sobald wir sie erlauben. In die Stimme der Autorin mischen sich die Klänge von Heidi Moll auf ihrem E-Bass – ein wunderliches Ostereil!

- 16. April, 9.00, Radio RaBe

Kirche und Couch

Für Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse, war der Mensch nur dann reif, wenn er seine Religiosität überwunden hatte. Wegen dieser kompromisslosen Religionskritik war Freud unter Theologen lange Zeit ein rotes Tuch. Doch die Religionspsychologie befasst sich seit Jahrzehnten mit Freuds Seelenlehre. – Gespräch mit der Berner Theologin und Freud-Forscherin Isabelle Noth über den Nutzen des Menschenbilds Freuds für die heutige Seelsorge.

- 30. April, 8.30, Radio DRS 2

Agenda

Gottesdienste**Ökumenische Gottesdienste**

Mittwoch, 18.30, Dreifaltigkeitskirche, Bern

- 19. April, mit Harald Möhle
- 26. April, mit Eduard Wildbolz

Hörbehinderten-Gottesdienst

• 9. April, 17.00, Gutenbergstr. 33, Bern

- 14. April, 9.30, KGH Thun
- 16. April, 14.00, Markuskirche Bern
- 30. April, 14.00, KGH Burgdorf

Taizé-Abendgebet

Stille – meditative Gesänge – Bibelworte

- 2. April, 20.00, Nydeggkirche Bern

Handauflegen

Stärkung an Körper und Seele suchen

- 2. und 23. April, zwischen 16.00 und 19.00, Kirche Thun-Allmendingen

Info: 033 251 02 90 (Pfr. Jan Veenhof)

Veranstaltungen**Mahnwache in Bern**

Für gerechten Frieden in Israel/Palästina

- 14. April, 12.30, Heiliggeistkirche

Frauenrituale im Jahreszyklus

Für Frauen, die den Jahreskreis bewusst miterleben wollen; mit Pfrn. Renate von Ballmoos und Pfrn. Andrea Kindler Broder

- 30. April, 20.00, Offene Heiliggeistkirche Bern

Seminare, Tagungen**Orgelkurse**

Die Kirchenmusikschule Bern bietet ab August 4-semesterige Orgelkurse an mit Abschluss für Ausweis I und II. Kurstag: Mittwochnachmittag; Kursprogramm: Orgelspiel, Musiklehre, kirchenmusikalische Spezialfächer. Aufnahmeprüfung: 13. Mai

- Anmeldefrist: 31. März

Info: 031 971 72 15
E-Mail: marti3097@bluewin.ch
www.hkb.bfh.ch/kirchenmusik.html

Ferien, Exkursionen**Spirituelle Schweiz**

Andere Religionen kennen lernen? Die interreligiöse Arbeitsgemeinschaft Iras Cotis organisiert unter dem Titel «Judendörfer» eine Exkursion in Zürich.

- Donnerstag, 27. April, Treffpunkt in der Jüdischen Liberalen Gemeinde, Hallwylstrasse 78, 8003 Zürich. Referat von Rabbiner Ben Chorin und der Historikerin Annette Brunschwig («Das jüdische Zürich des Mittelalters»). Fahrt nach Lengnau und Endingen, Führung durch diese ehemaligen «Judendörfer», Besuch der Synagogen und des Friedhofs. Fahrten: mit Privatautos (Mitfahrgelegenheiten werden angeboten)
- Kosten: Fr. 50.– (ohne Mittagessen)
Info/Anmeldung: Iras Cotis, Pf, 4002 Basel
E-Mail: heinz.haab@iras-cotis.ch

Wochenende für Verwitwete

Thema: «An Gottes Segen ist alles gelegen»

- 1./2. und 22./23. April, Gwatt-Zentrum

Info: 031 721 34 86

Kunstwanderwochen

Die Kunstlandschaft Graubündens erkunden; mit Pfr. Dieter Matti (Pfarrer für Kunst und Religion)

- 23.–30. April: «Burgundreise» – Sternförmige Erkundungen romanischer Kunst

Info: 081 420 56 57

Ausstellungen**Weltreligionen – Weltfrieden**

Die Ausstellung umfasst zwölf Tafeln zu den grossen Weltreligionen mit Schlüsseltexten von Hans Küng, zu Grundprinzipien der Menschlichkeit und zu den ethischen Prinzipien «Gewaltlosigkeit», «Gerechtigkeit», «Wahrhaftigkeit» und «Partnerschaftlichkeit». Begegnungsanlässe begleiten diese Ausstellung

- 25. März bis 9. April, Zentralplatz Biel
- Info: 032 322 36 91

Glasbilder von Walter Loosli

Werke von Walter Loosli in der Bieler Pasquart-Kirche: Ausstellung mit Entwürfen, grösseren Glasbildern und Glasinstallationen

- bis 17. April, Mittwoch, Samstag, Sonntag, Karfreitag und Ostermontag (jeweils 14–18 Uhr), Eglise du Pasquart, Faubourg du Lac 99 A, Biel

TV-TIPPS

Hospiz des Lebens

«Kloster zum Mitleben»: Immer mehr Menschen leben für ein paar Wochen bei den Kapuzinern von Rapperswil. Was zieht einen EDV-Mann, einen Bäcker, eine Heimerzieherin, eine Studentin und eine kaufmännische Angestellte ins Kloster?

- 4. April, 14.30, 3sat

Die Taube aus Tschetschenien

Seit 1994 dokumentiert Sainap Gaschajewa, genannt die Taube («Coca»), was in ihrer Heimat Tschetschenien Tag für Tag geschieht: Verschleppung, Folter, Mord. Zusammen mit anderen Frauen hat sie hunderte Videokassetten versteckt. Jetzt will sie diese nach Westeuropa schaffen – in der Hoffnung, dass es zu einem Tribunal kommt und die Schuldigen bestraft werden.

- 5. April, 00.00, SF 1

Wo Gott hockt

Porträts von Menschen, die ein Stück Heimat in Gott gefunden haben. Zu Wort kommen keine Berufsgläubigen, sondern Menschen, die ihren Glauben still und unmissionarisch leben. Entstanden ist ein eindrücklicher Film aus einem wenig beachteten Teil des Schweizer Alltags

- 14. April, 21.00, 3sat

Gott segne unsern Raubüberfall

Als Hitlers Truppen im Mai 1940 die Niederlande besetzten und die ersten Juden deportiert wurden, nahm ein Liebespaar den gefährlichen Kampf gegen die Nazis auf. Sie überfielen deutsche Behörden, raubten, um andere Menschen zu retten. Er bezahlte dafür mit dem Leben, sie entkam mit knapper Not und lebt heute in den USA. Für den Film kehrt die 82-Jährige noch einmal nach Holland zurück, trifft Freunde und Zeitzeugen von damals und erzählt ihre Geschichte

- 17. April, 23.55, 3sat

«Die Sekte des Jesus von Nazaret»: Interview mit dem Autor, Georg Schmid

Neuer Blick auf Jesus

War Jesus ein Sektenguru? In seinem neuen Buch («Die Sekte des Jesus von Nazaret») stellt der Zürcher Theologe und Sektenfachmann Georg Schmid den Gründer des Christentums auf den Prüfstand. – Ein Gespräch.

Herr Schmid, Sie sind ja Sektenspezialist – wie kommen Sie dazu, Jesus selbst unter die Lupe zu nehmen?

Lange habe ich mich dagegen gesträubt, Jesus und seine Jünger unter der Sektenspektive zu analysieren. Jetzt bin ich froh, meine abwehrende Haltung aufgegeben zu haben. Denn die Sektenspektive gibt den Blick auf die Einmaligkeit des Christentums und seinen entscheidenden Unterschied zu den anderen Sekten frei.

Sie nehmen also den Begriff Sekte, der Ihrem Buch den provokativen Titel verleiht, auch im Blick auf die Jesusbewegung nicht zurück?

Hinter Ihrer Frage verbirgt sich die Vorstellung, Sekten seien etwas grundsätzlich Negatives. Alle Religionen mit Gründergestalt haben sich aber aus einer Sekte heraus entwickelt. Am Anfang steht die Erleuchtung des Meisters. Begegnet der Meister dann ratsuchenden Menschen, entwickelt sich eine richtige Nachfolgedynamik. Später – wenn die Sekte zur Kirche wird – wird Nachfolge dann oft weit gemächlicher praktiziert. So gesehen,

sind die grossen Volkskirchen alt gewordene Sekten – gewissermassen Sekten mit Haarausfall.

Wo ist aber nun der Unterschied zwischen der Jesusbewegung und anderen religiösen Bewegungen?

Oft beobachten wir bei Sekten das traurige Spiel von Allmacht und Ohnmacht. Der Meister ist alles, der Schüler ist nichts. Hier setzt dann meist der wahnhaftige Realitätsverlust ein. Einerseits kommt der Verfolgungswahn auf: «Alle auf dieser Welt sind gegen uns.» Andererseits grassiert der Allmachtswahn, die Meinung, Wunder auf Bestellung liefern zu können: «Wir können alles heilen.» Die dritte Stufe ist dann oft die völlige Verblendung.

Diese Entwicklung erkennen wir im Neuen Testament nicht. Die Jünger sind nicht verblendet, sie gewinnen eine ganz neue Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Wirklichkeit, Konkretes, Gegenwart: Warum kommen diese Wörter in Ihrem Buch im Zusammenhang mit Jesus so oft vor?

Vielleicht kann das ein Vergleich zwischen Johannes dem Täufer und Jesus veranschaulichen. Johannes hat das Reich Gottes als Eremit in der Wüste erwartet. Jesus erlebt das nahe herbeigekommene Reich mitten unter Menschen. Zwar geht er erst vierzig Tage in die Wüste – dann aber kommt er zurück in die Dörfer und lebt die Reich-Gottes-Erfahrung zusammen mit Fischern, Bauern und Händlern.

Die Konkretheit von Jesus bewahrt ihn auch vor jenem Wahnpotenzial, das schwärmerische Bewegungen oft begleitet?

Genau. Während bei allen Sekten die Erleuchtung des Meisters schnell in Verblendung umschlagen kann, läuft dies bei der Jesusbewegung umgekehrt: Hier landen die Nachfolger in der konkreten Gegenwart.

Ist das aber nun nicht etwas zu positiv dargestellt? Denken Sie doch an den durch den Kreuzestod Jesu vorgezeichneten Märtyrerkult.

Im zweiten Jahrhundert n. Chr. gab es tatsächlich solche Märtyrerexzesse. Die Christen drängten sich geradezu lustvoll in die Arena, um vom Löwen zerrissen zu werden. Wo das Christentum sehr intensiv gelebt worden ist, begegnet man natürlich auch einem ungeheuren Wahnpotenzial.



Bild: db

Sehnt sich nach der «sektenhaften Jugend» des Christentums: Georg Schmid, Sektenkenner**Auch für die Urchristen konnte also der Glaube zum Spiel mit dem Feuer werden?**

Sekten sind, auch wenn sie von den besten Meistern wie Jesus oder Buddha geleitet werden, ein psychisches Abenteuer. Immer wieder können Menschen durch die Intensität ihrer Glaubensbegegnung ins Wahnhafte abgleiten. Bei Kirchen passiert dies kaum, weil grosse Kirchen die Intensität der Nachfolge scheuen. Die in den grossen religiösen Gemeinschaften zusammengeschlossenen Menschen – ob Hindus, Buddhisten oder Christen – glauben zu meist mässig, vernünftig, temperiert.

Ein Appell an die Kirche von heute, etwas sektiererischer zu sein?

Ich finde unbedingt, dass das Christentum wieder zu seinen Wurzeln zurückfinden sollte. Wir würden eine ganz andere Dynamik freisetzen, wenn wir wieder unsere sektenhafte Jugend entdecken könnten. Denn das Berührtwerden von Gott ist in der Bibel etwas ungeheuer Persönliches. Und diese Unmittelbarkeit ist den Kirchen verloren gegangen. Ritual wurde alles so korrekt institutionalisiert, dass wirklich nichts mehr danebengeht. Die Kirchen leben mehrheitsfähiges Christentum in möglichst harmloser Dosierung.

Gespräch: Delf Bucher, Tilmann Zuber

Georg Schmid: Die Sekte des Jesus von Nazaret – Neue Aspekte einer Betrachtung des Christentums, Kreuzverlag, Fr. 29.–

Interview mit Chris von Rohr

«... als hätte man jeden Tag Geburtstag»

Ein Kopftuch und saloppe Sprüche – das ist Chris von Rohr: Gründer der Rockband «Krokus», Musikproduzent, Buchautor und seit «MusicStar» nationale Kultfigur. Ein Gespräch über Glanz und Gloria, Prominenz und Dekadenz, Narzissmus und die Gretchenfrage.

Herr von Rohr, lieben Sie sich selbst?

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das steht doch schon in der Bibel. Nur wenn man sich selbst achtet und liebt, ist man im Stande, andere zu lieben. Natürlich gibt es Momente, in denen das nicht gelingt und man ins Negative driftet. Da hilft ein kleines Gebet, ein Mantra, ein Song oder eine Meditation.

Und wo hört die Selbstliebe auf und beginnt der Narzissmus?

Darüber mache ich mir keine Gedanken. Was ich tue, tue ich aus vollem Herzen. Ich will damit niemanden verletzen, und ich will mich auch nicht besser erscheinen lassen, als ich bin. Aber Spass muss sein, und ein bisschen Glamour ist auch okay: Das gehört zum Rock'n'Roll.

Aber Sie sind nicht der selbstverliebte Narzisst, der sich selber über alles verehrt? – Immerhin haben Sie als Musiker mit «Krokus» international Karriere gemacht, und heute sind Sie dank «MusicStar» ein Fernsehstar...

Nein, in dieser Beschreibung erkenne ich mich nicht. Ich erschrecke eher, wenn ich in den Spiegel schaue. Kennen Sie «Narziss und Goldmund» von Hermann Hesse? Ich bin eher Goldmund: ein Mann mit einem goldenen Herzen und einer goldigen Nase. Das allein gilt für viele Schweizer bereits als Narzissmus oder gar Arroganz. Aber wissen Sie was? Ich fühle mich da nicht angesprochen, und es geht mir, gelinde gesagt, am Adamsapfel vorbei.

Natürlich geniesse ich den Ruhm und die Beachtung, die mir zuteil werden: Manchmal ists, als hätte man jeden Tag Geburtstag. Aber es gibt auch hier die andere Seite der Medaille: An dünnen, eher schwachen, introvertierten Tagen bleibt man dann lieber zu Hause.

Die meisten Schweizerinnen und Schweizer sind bescheiden und unauffällig – Sie aber sind ein Paradiesvogel. Wie halten Sie dieses kleinstädtische Land aus?

Gute Frage. Indem ich fast immer zu Hause bleibe. Mein Jugendstilhaus dient

mir als stiller Zufluchtsort. Hier tanke ich auf, spiele mit meiner Tochter, verfolge Melodien am Klavier oder schreibe. Wenn ich ausgehe, dann nach Zürich oder Bern. Natürlich herrscht auch da der Kleinbürgerblues – aber der gibt mir gute Ideen, ist eine Triebfeder für mich. So muss ich nämlich einen Gegenentwurf zum allgemeinen Katzenjammer bringen. Das fordert mich, hält mich wach und auf dem Boden. In diesem Land kann man definitiv nicht abheben. Da werden einem die Flügel von Anfang an gestutzt.

Und wie halten Sies mit der Religion?

Ich habe gerade heute eine Bibel mit einer persönlichen Widmung von Pfarrer Sieber geschenkt bekommen. Darin werde ich jetzt wieder vermehrt lesen. Den Kirchenbetrieb hingegen habe ich schon vor zwanzig Jahren hinter mir gelassen. Ersparen Sie mir die Begründung. Nur so viel: Wenn ich das Wort Jesu lese, merke und erkenne ich vieles – aber all das hat nichts mit der heutigen Kirche zu tun.

Wenn Sie Pfarrer wären, was würden Sie der Gemeinde predigen?

Gott ist nichts anderes als gelebte Liebe – also gehet dahin und lebt es im Alltag. Amen. *Gespräch: Magnus Leibundgut*

www.chrisvonrohr.ch



Bild: Keystone (Gaetan Bally)

«Gott ist nichts anderes als gelebte Liebe»: Auch zur Gretchenfrage fällt ihm etwas ein – Chris von Rohr, 54, Songwriter, Musikproduzent, Buchautor

Buchtipps: «Tote Träume» von Petra Ivanov

Mit starker Erzählfkraft

Knapp ein Jahr nachdem ihr Erstling («Fremde Hände») erschienen ist (und es gleich auf die Bestsellerliste geschafft hat; vgl. «saemann» 5/05), legt Petra Ivanov, Journalistin beim Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks), ihren zweiten Kriminalroman vor. «Tote Träume» erzählt die Geschichte des sudanesischen Flüchtlings Thok, dessen Leiche beim Brand einer Asylunterkunft gefunden wird. Die ersten Untersuchungen ergeben, dass der Junge bereits vor Brandausbruch tot war. Bezirksanwältin Regina Flint wird in ihrer entspannenden Malerei gestört und eilt an den Tatort. Noch ahnt sie nicht, dass sie gleich zwei Fälle zu lösen hat.

Erfreulicherweise gelingt es Petra Ivanov mühelos, das hohe Niveau ihres Debütromans zu halten: «Tote Träume» fügt sich punkto Intensität nahtlos an die erste Erzählung an. Es macht Spass, den Hauptfiguren wieder zu begegnen. So stehen die latente Liebesbeziehung zwischen Flint und dem leitenden Polizisten Cavalli sowie dessen undurchsichtige Vergangenheit, die weitere spannende Facetten erhält, erneut im Mittelpunkt.

Die Autorin hat dabei auch neue Stilmittel gewählt – etwa, wenn sie die verzweifelten Gefühle und Gedanken der unbekannteren Täterschaft in Tagebuchform in die Erzählung einfließt und damit für

zusätzliche Spannung sorgt. Wobei zu bemerken ist, dass es ihr nicht ganz gelingt, die Ahnungslosigkeit der LeserInnen bis zum Schluss zu erhalten. Des Rätsels Lösung deutet sich bereits in der Mitte des Romans an.

Rechtsradikales Milieu

Dem Lesevergnügen tut dies keinen Abbruch. Ohnehin liegen die Stärken der Autorin eher in der sensiblen Ausarbeitung der Charaktere und im Gespür für enttäuschte und hoffnungsvolle Beziehungen als im klassischen Handwerk. Will heissen: Wäre kein Fall zu lösen, müsste man das Buch trotzdem lesen.

Erneut beeindruckt Petra Ivanov nämlich durch sorgfältige Recherchen und detailgetreue Beschreibungen. Sie hat sich sorgfältig in die afrikanische Kultur eingearbeitet und gibt unter anderem Einblick in die Geschichte der Nuer, eines südsudanesischen Bauernvolkes. Mit starker Erzählfkraft inszeniert sie parallel dazu eine tief berührende und bisweilen beängstigende Begegnung mit einer Clique ambitionsloser Jugendlicher am Rande des rechtsradikalen Milieus. – Man liest das Buch mit Faszination und Begeisterung. *André Kesper*

Petra Ivanov: Tote Träume. Roman; Appenzeller Verlag, 2006; 398 S., Fr. 39.80

Kreationismus

«Ein Denkmal für Gott»

Der Unternehmensberater Gian Luca Carigiet glaubt, dass Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen hat. Um diese Botschaft zu verbreiten, plant er in der Ostschweiz einen besinnlichen Freizeitpark.

So stellt man sich einen Kreationisten nicht vor. Vor sich eine Stange Bier, erwartet ein gut aussehender Endvierziger mit Gelfrisur den Journalisten. Der selbstständige Unternehmensberater Gian Luca Carigiet lässt sich schwer einordnen: Gottesdienste besucht er selten, einer Glaubensgemeinschaft gehört er nicht an, auch keiner Freikirche. Klar aber ist seine Überzeugung: Die Berichte in der Bibel erzählen alle von historischen Ereignissen. Auch die Schöpfungsgeschichte. In sechs Tagen à 24 Stunden habe Gott Himmel und Erde erschaffen. «Wenn Gott allmächtig ist, ist das möglich», stellt der Gründer und Präsident des Vereins Pro Genesis klar. Aber auch sonst sei der biblische Bericht viel plausibler als die Evolutionstheorie. Diese gehe von einem naiven Glauben aus, dass aus Materie Leben entstehen könne: «Unmöglich!»

Projekt der Superlative

Und darum hat Carigiet Grosses vor, Zurücktes. Sein Projekt ist ein «besinnlicher Freizeitpark», am liebsten im Dreiländereck Schweiz-Österreich-Deutschland.

Genesis-Land soll eine Fläche von insgesamt 36 Fussballfeldern haben (ca. 250 000 Quadratmeter). Und das Ziel des Parks – der Öffentlichkeit biblisch-christliches Gedankengut näher zu bringen – will er mit modernsten Mitteln erreichen.

Zentrum von Carigiets Genesis-Land soll eine Arche Noah im Massstab 1:1 werden: 138 Meter lang, knapp 14 Meter hoch, präzise nach den Angaben von 1. Mose 6. Das Gelände überragen wird der Turm zu Babel, eventuell mit einer Rutschbahn zum Runtersausen: Die Turmspitze wird zwar nicht ganz «bis in den Himmel» reichen (1. Mose 11, 4), aber mit 90 Metern in ansehnlich luftigen Höhen schweben.

Weiter veranschaulichen vier Pavillons biblische Themen von der Schöpfung bis zum Endgericht. Ein Restaurant wird in einem Wüstenzelt untergebracht – als Vorbild dient die Stiftshütte, die dem Volk Israel während der Wüstenwanderung als mobiles Heiligtum zur Verfügung stand. Schliesslich sorgen einige Vergnügungsbahnen für das nötige Chilbigefühl.

Ist das Projekt nicht ein paar Schuhnummern zu gross? Ein biblischer Frei-

zeitpark, der weit über 100 Millionen Franken kostet und jährlich 1,5 Millionen BesucherInnen braucht, um existieren zu können? Carigiet: «Ich setze mir kein grosses Ziel, sondern mehrere kleine.» Zunächst habe er einen Grafiker für die Gestaltung der Informationsbroschüre gefunden. Dann das Projekt einer Schar interessierter Leute präsentiert – darunter Herald Janssen, Vertreter einer liechtensteinischen Fondsfirma, die als Investorin in Frage komme. Womit auch das dritte Ziel erreicht sei: die Erstellung einer Vorstudie bis Sommer 2006, mit Businessplan.

Kein Missionsprojekt

Bleibt die Frage: Wieso tut er das? Warum engagiert sich ein Unternehmensberater mit Haut und Haar für ein solches Projekt? «Mit dreissig Jahren hatte ich eine Lebenskrise», erzählt Carigiet. Er habe nach dem Sinn des Lebens gesucht – «gefunden habe ich ihn in der Bibel». Nun wolle er «ein Denkmal für Gott» setzen.

Ein Missionsprojekt werde der Freizeitpark deswegen noch lange nicht, wehrt sich Carigiet gegen Fanatismusvorwürfe. Die Menschen sollen sich eine eigene Meinung bilden können. In Genesis-Land werde auch auf die Evolutionstheorie hingewiesen – wenn auch «vor allem auf deren Unglaubwürdigkeit», wie Carigiet betont. *Matthias Herren*